

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Zu spät! (mit Illustration). — Zur Erinnerung an Friedrich Rückert, von Rudolph Genée. — Das Maltheferkreuz. — C. Krüger. — Emma's Klage, von Emanuel Geibel. — Was heißt „Arm“ sein? von H. Veta. — Ahasverus, von R. A. Heigel (mit Illustration). — Wie die Königin von England ins Parlament fährt, von Julius Rodenberg. — Oberglauben, von H. Kleike. — Die Camellienkultur. — Die Mode, von Beronika v. G. — Wirtschaftsprübereien. — Osterlied. — Achrenlese. — Modenbild, nebst Beschreibung. — Räthselprung-Aufgabe. — Charade. — Auflösung der Charade Seite 120. — Correspondenz.

Zu spät.

„Es thut mir leid, Ihnen kündigen zu müssen, Herr Walther. Sie waren bisher ein pünktlicher, eifriger, pflichtgetreuer Mann. Seit mehreren Wochen aber besitzen Sie keine der Eigenschaften mehr, die das Haus J. W. Fröhlich von seinem Buchhalter beanspruchen kann und muß. Ich finde Sie lässig, zerstreut und ungenau. Daß sich das mit dem Nutzen meines Geschäftes nicht vereinigen läßt, werden Sie zugestehen. Sie sind daher mit dem Heutigen entlassen.“

Der Buchhalter des Herrn J. W. Fröhlich war bei diesen Worten, die sein Prinzipal in einem harten geschäftsmäßigen Tone sprach, leichenblau geworden. „Wiltbald!“ rief er. Dann wieder erbebend stammelte er: „Sie werden mich nicht unglücklich machen, Herr Fröhlich. Es wäre der letzte Todesstoß für die arme Helene. Denn — warum sagt' ich es Ihnen nicht schon längst! — meine arme Schwester ist seit acht Wochen schwer, ich fürchte hoffnungslos krank. Das wars, was mir den Sinn verlor, denn Sie wissen, wie mein Herz an ihr hängt. Denken Sie an die arme Dulderin, die daheim verlassen auf dem Schmerzenslager liegt, und haben Sie Nachsicht mit mir!“

Ein Schatten glitt über die Stirn des stolzen Mannes und

seine Lippen zuckten eigenthümlich. Nach einer kurzen Pause jedoch richtete er sich um so strenger empor. „Es thut mir leid,“ sagte er, „aber Nachsicht verträgt sich nicht mit Härtsicht. Unter Ihrem Familienunglück darf nicht das Geschäft leiden. Sie wissen, meine Beschlüsse sind unabänderlich.“

„Unabänderlich,“ sagte der Buchhalter, tiefsinnig mit dem Kopfe nickend, und in die großen braunen Augen traten ihm Thränen. Dann schlug er beide Hände über das Gesicht und sagte schmerzlich: „Gott verzeihe Ihnen! Sie brechen meiner Schwester zum zweiten Male das Herz.“ Damit verließ er das Gemach.

Der Kaufherr gewann seine Ruhe nicht so bald wieder. Der Buchhalter Walther war mit ihm aufgewachsen; es hatte eine Zeit gegeben, wo sie Freud und Leid, ihre Hoffnungen und ihre Armuth mit einander theilten. Das hatte sich freilich im Laufe der Jahre geändert, und J. W. Fröhlich war nun der reiche Mann und Walther sein Untergebener.

„Bah,“ sagte er sich zuletzt, „wenn ich immer mein Herz gefragt hätte, wäre ich nicht J. W. Fröhlich, vor dem die Leute den Hut ziehen. Ich habe mit hundert Thalern angefangen, arbeite jetzt mit ebensoviele Tausenden und werde —“

Er ging mit drohenden Schritten im Zimmer auf und nieder, stolz auf seinen Namen, seinen Reichthum und auf seinen

guten Kopf. Seine Phantasie — o, auch J. W. Fröhlich's haben Phantasie — rüstete Schiffe aus, baute Eisenbahnen, dichtete Ministerkonferenzen und speculirte in Eisenbahn- und Bankactien, Feuer- und Hypothekencassen-Obligationen und Staatspapieren, kurz, machte auf alle erdenkliche Weisen — Geld.

Die alte Haushälterin, welche schüchtern in das Zimmer trat, störte ihn. Sie wollte die Zimmer scheuern und in Ordnung bringen, denn morgen war Ostersonntag. Aber ihr wurde unsanft bedeutet, daß J. W. Fröhlich's Geschäfte nichts zu feiern hätten, und daß der Chef der Firma die Nacht hindurch im Bureau arbeiten wolle, da sein Buchhalter des Teufels sei ...

Und es war eine Stunde nach Mitternacht, als Herr Fröhlich von seinem Schreibpulte den Kopf wieder erhob und die Feder bei Seite legte.

„Ostersonntag,“ sagte er still vor sich hin.

Es ist ein Etwas in dem Worte „Ostern“, das wie liebliches Gelächter aus stillen Thälern an unser Ohr schlägt. Wie ein Hauch aus der Jugend Maienzeit küßt es unsere Stirn und schmeichelt uns weichere Gefühle in das Herz.

Der Brust des einsam Wachenden entrang sich plötzlich ein Seufzer. Er erschrak darüber. „Bin ich denn nicht glücklich?“ fragte er sich. Und siehe! ein seltsamer Schimmer verbreitete sich in der Tiefe des Gemachs, eine Art zarten, leuchtenden Gewölks,



Zu spät!

in welchem zwei Gestalten auftauchten: die eine ein schlankgewachsener Jüngling, die andere ein Mann von vierzig und etlichen Jahren; beide sich sprechend ähnlich, nur daß Jener die offene Stirn, die großen hellen Augen und gesunden Farben der Jugend, Dieser in Haupt- und Barthaar das leichte Grau frühen Alters, auf der Stirn die Falten und im Auge die Kälte eines weltflüchtigen, vielbeschäftigten Mannes hatte.

Der Hausherr erkannte in Beiden sein Ebenbild, genau so sah er aus vor zwanzig Jahren und der Andere, Zug für Zug, war er jetzt. Aber seltsam, der Jüngere betrug sich gegen den Älteren im Traumbild wie ein Cherub gegen einen Schuldbelasteten. Er blickte den Mann vorwurfsvoll, beinahe verächtlich an, und dieser zitterte vor seinem Blick.

„Erinnerst Du Dich,“ hob die jugendliche Traumgestalt zu Letzterem an, „erinnerst Du Dich meiner, erkennst Du mich denn noch? Kannst Du Dir denn denken, daß Du jemals hochherzig, feurig und für die Menschheit voll Liebe, für ihre Ideale voll Begeisterung warst? Erinnerst Du Dich der Ohiertage, die Du mit Deinem Freunde Walther verbrachtest? Da ich neben der holden Helene in der Kirche kniete und mit heißer Inbrunst betete, daß Gott unsern Herzensbund segne und uns glücklich werden lasse? Wo ist mein Freund Walther, der so oft sein Letztes mit mir theilte und mich brüderlich auftrichtete, wenn ich verzweifelte? Wo Helene, die mir Treue gelobte, als ich arm war, und Treue hielt, auch nachdem sie sich schändlich verlassen sah? Was bist Du geworden? Ein reicher Mann. Wen aber machen Deine Reichtümer glücklich? Was thust Du Gutes damit? Was opferst Du davon der Menschheit, dem Vaterland, den Freunden? Die Nächsten Deinem Herzen und Deiner Dankbarkeit: Walther ist brodblos, und Helene stirbt. Wehe Dir, Mörder meines Glücks und meiner Seele, Mörder meiner Braut!“

Und so mächtig war das Wort des Jünglings, daß der Ältere in Scham und Reue vernichtet, sich ihm zu Füßen warf. Aber Jener machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung und sagte: „Zu spät! Du mußt nun sein, was Du geworden: Ein Kämpfer ohne Sieg, ein Auge ohne Licht, ein Herz ohne Liebe.“

Die Erscheinung verschwand und Fröhlich starrte wieder ins Leere. Er wuschte sich den Schweiß von der Stirne und sagte: „Ein thörichtes Traum!“ Aber auf die Frage, welche ihn oft in der Einsamkeit der Nächte, zuweilen selbst bei der Arbeit wie ein Schatten besiel, mußte er jetzt die Antwort, er wußte, warum er trotz seiner Erfolge nicht glücklich war!

Sonnengold, Blüthenduft und Fesgeläute erfüllte den blauen Himmel, als Herr Fröhlich Morgens durch die Straßen ging, die von gepulsten Menschen wimmelten, zum erstenmal seit vielen Jahren aus seinem Hause ging mit einem anderen Voratz, als dem, Geld zu machen. „Alles in Allem,“ redete er mit sich selbst, „ist mein Entschluß doch nicht so wunderbar. Walther ist eine treue Seele, und seine Schwester ein seltenes Mädchen, rastlos thätig, tüchtig und doch von zartester Weiblichkeit. Ich konnte sie eigentlich nie vergessen. Sie sei todtkrank, meinte der Bruder... Bah, wenn sie mich wiederkehren sieht, wird sie genesen. Ja, ich fühl's, Glückliche zu machen, beglückt, denn bei dem bloßen Gedanken schon an den Jubel der überraschten Geschwister empfand ich Seligkeit, wie seit vielen Jahren nicht.“

Er hatte das wohlbekannte Haus in der Vorstadt erreicht und stieg klopfenden Herzens die Treppe zur Wohnung seines Buchhalters hinan. Die Thüre, welche unmittelbar in das Wohnzimmer führte, war nur angelehnt, und Herr Fröhlich trat rasch hinein.

Walther lag mit dem Oberkörper auf einem Lehnstuhl, vor dem er kniete. Das Ansilb hatte er in die Arme geborgen und zuweilen durchzitterte ihn ein leises Schluchzen. Er rührte sich nicht, als Herr Fröhlich kam, sondern schien für Alles, was um ihn vorging, stumm und ganz in Schmerzen aufgelöst zu sein. Der Geruch von Weihrauch erfüllte die Luft und ein blaues Wölkchen schwebte durch die halb offene Thüre des Nebenzimmers, in welchem Herr Fröhlich trotz des hellen Tages Lichter brennen sah. Er brauchte nicht mehr zu sehen, brauchte die Leute, die drinnen geschäftig hin und her gingen, nicht zu rufen, noch den Bruder aus seiner Schmerzensohnmacht zu wecken. Er wußte, für Helene, die Vielgeprüfte, war der Ostermorgen des Jenseits angebrochen; das Haupt fiel ihm schwer auf die Brust und mit aschfarbenen Lippen stammelte er: „Zu spät!“

[1521]

A.

Zur Erinnerung an Friedrich Rückert.

Von Rudolph Genée.

Deutschland trauert um den größten seiner neueren Dichter. Nach einem langen, schönen und in jeglichem Sinne gesegneten Leben ist Friedrich Rückert am 31. Januar 1866, dicht vor dem 79. Jahre*) heimgegangen. Die hohe, ehrfürchtig-bietende Gestalt mit den langen Silberlocken und der so unendlich lieberreichen Brust liegt unter der Erde, auf dem Friedhof seines stillen Dörfchens.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst —

Nicht an eine Lebensgeschichte Rückert's denkt der Verfasser dieser Zeilen — Rückert's Leben war so einfach, so still, so geräuschlos bescheiden! — Noch viel weniger an eine kritische Würdigung seines dichterischen Schaffens; dies steht auf einem der goldensten Blätter unserer National-Literatur für ewig verzeichnet.

Auf sein seitab von der großen Welt gelegenes Bestitztum Neuses bei Coburg, wo er die glücklichsten Jahre seines Lebens gelebt — in den heitern und friedvollen Kreis seiner Familie sollen diese Erinnerungen den Leser einführen. Wie er gelebt, so ruht er dort in eigner Erde: und an das Grab seines Lieblingsdichters zu treten, eine Blume der Verehrung darauf zu legen, hat Jeder ein Recht, der sich jemals an seinem Lied erfreute!

Rückert war ein echter Sohn Frankens, in Schweinfurt geboren, bei Coburg gestorben; zwischen diesem Ausgangs- und Endpunkte liegt sein Leben, seine Wanderungen im deutschen Vaterlande und darüber hinaus. Aber immer wieder betrat er den fränkischen Boden, in Würzburg, in Erlangen, in Coburg oder in dem väterlichen Hause des Baunachgrundes

„Wo die Reinech und die Bauer
Suchen sich im Wiesengras.“

und wo sein Vater zu Obem einige Zeit Rentamtman war. Was

*) Die früher bestehende falsche Angabe des Geburtsjahres 1789 ist schon vor Kurzem dahin corrigirt worden, daß das richtige Geburtsjahr Rückert's 1788 16. Mai sei.

ist von seinem Lebenslaufe mehr zu sagen, als daß er in Jena und Würzburg studirte — zuerst Jura, dann zum anfänglichen Mißvergnügen seines Vaters die Sprachen und die poetische Literatur der Völker; daß er dann eine Zeit lang Gymnasiallehrer in Hanau, eine Zeit lang Redacteur des (in diesem Jahre, fast mit Rückert's Tod zugleich eingegangenen) Morgenblattes in Stuttgart war; daß er hierauf (1817) Italien durchpilgerte und endlich (1820) in Coburg sein ersehntes Ziel fand?

Hier lernte er Luise Wiethaus-Fischer, seine spätere Gattin, kennen und lieben. Rückert's Gattin, die Hochgeehrte, für die er seinen unvergleichlichen „Liebesfrühling“ dichtete —

„Dieses Melodram der Liebe,
Ein an innern Sinnen reiches,
Das aus vollen Herzenströben
Ein empfindungsblühendes
Ich im Frühlingstübchenweide
Sich im Frühlingstübchenweide
Sines Erdennimmelsreiches
Schrieb, — unweisend, daß ich schrieb...“

die edle Frau, deren Anmuth und Tugend ihn so hoch begeisterte, ihres Dichters aufopferndste Freundin und Pflegerin, alles Guten und Schönen in ihm, war die Tochter eines aus Westphalen stammenden preuß. Beamten in dem damals preußischen Bayreuth, und dort geboren. Der Vater starb früh und die Wittve zog mit ihren zwei Kindern nach Coburg. Dort heirathete sie später den Coburgischen Archivrath Fischer, der den Kindern der treueste Vater wurde. Dieser war der Eigenthümer von Neuses, welches späterhin der Sitz Rückert's bis zu seinem Tode blieb. Zuvor aber, nach seiner 1821 erfolgten Vermählung mit Luise, nahm er in der Stadt Coburg selbst seinen Aufenthalt, und lebte nur den Sommer in Neuses. Nach seinem „Liebesfrühling“ wendete er sich mit besonderm Eifer den orientalischen Studien zu, und ward 1826 durch König Ludwig von Bayern, der schon als Kronprinz in Rom Rückert's Bekanntschaft gemacht hatte, nach Erlangen als Professor der orientalischen Sprachen berufen.

Nach dem Tode seines Schwiegervaters i. J. 1836, hatte Rückert das Gut Neuses bei Coburg in eigenen Besitz genommen. Zwar ward er im Herbst 1841 durch König Friedrich Wilhelm IV. als Professor an die Universität nach Berlin berufen, ging auch endlich dorthin, aber er war, wie es schien, schon damals von der Dorfpoesie zu stark umfungen worden, als daß ihm der Umtausch seiner Zibylle mit einer Stadt wie Berlin nicht etwas Unbehagliches hätte sein sollen. Die stets vorübergehenden Besuche, die er während seiner Berliner Professur in Neuses abstattete, waren ihm nicht genügend. Er ließ sich endlich i. J. 1849 pensioniren und nahm von da ab wieder seinen festen Sitz in Neuses. Wie ging ihm das Herz dort auf, als er sang:

Neuer Sitz am alten Coburg,
Mir im Herbst ein neuer Lez,
Meine kleine Freundstübchen,
Ehrenburg und Meßburg,
Wo ich, was ich freibt, erstrebte,
Wo ich, was ich rang, erang,
Meinen Liebesfrühling lebte,
Meinen Liebesfrühling sang.

Das Dorf Neuses liegt auf halbem Wege von der Stadt Coburg zum Schlosse Callenberg, in der Ebene zwischen üppigen Wiesen und Feldern. Wenn man auf der geraden Straße vom Coburger Bahnhof Neuses erreicht hat, so führt links von der Straße ab ein Laubweg zu einem tief beschatteten Platz, auf welchem ein mit mehreren poetischen Inschriften und Hieroglyphen bedeckter Obelisk die Ruhestätte des i. J. 1817 hier verstorbenen Dichters Thimmelm anzeigt. Rechts von der Landstraße führt der Weg gerade zum Dorfe Neuses, und nur etwa dreißig Schritte hinter der kleinen Steinbrücke, die man überschreitet, blickt man links hinter einer grün glänzenden Wiese in den Garten Rückert's und auf die hintere Seite seines Wohnhauses. Der eigentliche Weg dorthin führt jedoch hundert Schritt weiter ins Dorf hinein, bei der Kirche des Dorfes vorbei zu einer breiten Brücke über das Flüsschen Lauter. Unmittelbar hinter dieser Brücke sehen wir links hart am Wasser das Wohnhaus Rückert's stehen, beschattet von Bäumen, hohem Buschwerk und dichtem wilden Wein, der an dem Hause emporrankt und stets ein gefuchter Aufenthalt für große Schaaren Sperlinge ist. Mehr idyllisch als romantisch macht sich diese Stätte leicht als ein wahrer Dichtersitz kennlich; während aber Rückert in seinem Hause den bis zu seinem Ende mit enormer Thätigkeit fortgesetzten wissenschaftlichen Arbeiten oblag, hatte er außer seinem Garten noch einen besonders Lieblichsaufenthalt. Das war der nur eine Viertelstunde vom Hause entfernte sogenannte Goldberg. Dieser Goldberg mit seinem Gartenhäuschen war das eigentliche Asyl des Dichters, und da der Goldberg mit seinen Baumpflanzungen und kleinen Anlagen als die eigene Schöpfung Rückert's gelten kann, so wird die Nachwelt diese geweihte Stätte für alle Zeit in hohen Ehren halten müssen.

Bei Rückert's großer Liebe zur Natur hatte er eine besonders vorherrschende Neigung für Blumen von lebhafter reiner Farbe, alles Unbestimmte wollte er nicht recht gelten lassen. Mit dem Pflanzen von Bäumen hat er sich vielfach abgemüht, häufig mit schlechtem Erfolg, aber trotzdem unermüdet. Als echter Franke versuchte er es auch, auf seinem Goldberg Wein zu ziehen, aber er wollte ihm nur am Spalier gedeihen. Charakteristisch für ihn und seinem ganzen Wesen entsprechend war bei seiner Liebe zur Pflanzenwelt seine entschiedene Abneigung gegen allen Zwang, den die Cultur derselben auferlegte. Wie wir über Alles, was er fühlte, erlebte und erkannte, in seinen Gedichten die vollständigsten Erkenntnisse niedergelegt finden, so hat er sich auch über diese Zucht der Pflanze wie des Menschen ausgesprochen, als er gefieht, wie er's anfangs mit dem Lenken und Binden der Ranken versuchte —

Doch bald hab' ich gefunden,
Daß ich umsonst mich mühte:
Nicht was ich angebunden,
War, was am schönsten blühte,
Sondern was ich ließ ranken
Nach seinen eignen Gedanken.

So ließ er, was seine Blumen und Pflanzen betrifft, wachsen was da wachsen wollte, und dasselbe Princip hielt er in der Erziehung seiner Kinder fest, wie ers oft genug ausgesprochen, daß sie sich am besten aus sich selbst entwickelten, und man kann wol sagen, daß er keine schlimme Erfahrung dabei gemacht hat. Seine Ehe war reich geegnet; von neun Kindern sind ihm sieben hinterblieben. Der älteste Sohn ist der Professor der Geschichte Heinrich Rückert in Breslau, der zweite Sohn Karl ist praktischer Arzt in Coburg, sein Sohn August ist Dekonom in Neuses und der jetzige Inhaber der Besitzung; ein Anderer, Leo ist gleichfalls Gutsherr von Belkiet im Meiningenschen, der jüngste Sohn Fritz ist Officier im preussischen Heere. Von seinen zwei Töchtern ist die jüngere, Anna, in Coburg an den praktischen Arzt Dr. Berger verheirathet; die ältere Tochter, Marie, war von jeher Rückert's eigentlicher Liebling; sie war bis zu sei-

nem Tode im väterlichen Hause und stand mit ihm, auch hinsichtlich der dichterischen Thätigkeit Rückert's, in stetem geistigen Verkehr.

Rückert's Familienleben in Neuses erhielt einen schmerzlichen und tiefen Riß durch den im Jahr 1857 erfolgten Tod seiner Gattin, seiner theuren Luise, sie, deren Andenken wir Alle feiern, so oft wir das wunderbare Gedicht Rückert's, von Robert Schumann so wunderbar in Musik gesetzt, hören:

„Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Sonne, du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel Du, darin ich schwebe,
D du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab...“

Schöner ist eine Frau niemals besungen worden. Für das hohe Glück der Liebe, das sie ihm schenkte, hat er ihr den dauerndsten Denkstein in seinem immergrünen „Liebesfrühling“ gesetzt, und ein Stein wird, wie es Rückert verlangte, die sterbliche Asche Beide decken.

Durch seinen Sohn August erhielt Rückert seine Schwiegertochter Alma in sein Haus, und auch seine erste Schwiegertochter Elsie, die Gattin des Arztes Karl Rückert in Coburg, er gänzlich häufig den schönen Familienkreis, aus welchem die Entfaltung in munteren Spielen dem Dichter seine eigene Jugend wieder vor's Auge führten. Wenn der herrliche Greis mit der ungebogenen hohen Gestalt, im Lebensstuhle sitzend, seinen Enkel Ham bei der Hand an sich zog und mit ihm plauderte, war's da nicht sein köstlicher Gesang „Aus der Jugendzeit“, den man aus weiten Fernen zu vernehmen meinte?

D du Kindermund, o du Kindermund,
Unberührt Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund,
Wie Salomo!

Von denjenigen Personen, welche sonst noch mit Rückert in früheren Jahren seines Neusser Stillebens in nahem Verkehr standen, sind vor Allem zwei hervorragende Persönlichkeiten zu erwähnen: der bereits 1850 zu Coburg verstorbene und dem Dichter noch aus seiner Stuttgarter Zeit befreundete Minister Karl August von Wangenheim, und der geniale, auch bereits 1855 verstorbene Kupferstecher Barth, den Rückert in Rom liebte, wann, und zu welchem er, wie zu Wangenheim, in den intimsten freundschaftlichen Beziehungen stand. Von Barth führt ein vorzügliches Portrait Rückert's her, eine Kreidezeichnung, die sich im Besitze der Hinterbliebenen befindet.

Es war allgemein verbreitet, daß Rückert in seiner Einsamkeit zu Neuses für Besuche ziemlich unzugänglich gewesen. Doch war er das keineswegs. Die von der großen Hauptstraße entfernte Lage Coburgs und des Dichters weltentlegener Sitz waren die Ursache, daß er nicht allzuviel von Fremden aufgesucht wurde. Wer aber zu ihm kam und von wem er annehmen konnte, das mehr als oberflächliche Neugier ihn zu ihm führte, den empfing der Dichter freundlich und gewann nicht selten im Gespräch bald ein lebhaftes Interesse an der neuen Bekanntschaft.

Rückert der Mensch ist mit seinen poetischen Schöpfungen so innig verwachsen, wie es wol nur je bei einem Dichter der Fall war. Ein Dichter der Liebe, ein Dichter der Freiheit, des Vaterlandes, — ein patriotischer Dichter in des Wortes edelster Bedeutung: sein Dichten war sein Leben.

Aber des Lebens Kern bleibt das Leben allein!

Das dichtete er nicht nur, sondern er bethätigte es in schönster Weise, und der Generalsuperintendent Dr. C. J. Meyer hat dies in seiner wahrhaft erhabenen Rede an der Dichters Grabe vollkommen bezeichnet, da er sagte:

„Das Vaterland der Poesie ist, wie er es im Innersten gefühlt und in seinen Schöpfungen bewährt hat, kein ungrenzter Erdrich, es ist das Gewisse des Wahren, Guten und Schönen, das in der Menschheit innerstem Kerne keimend liegt.“

Die Würdigung Rückert's ist während seines langen Lebens von der Mitwelt bei weitem nicht erschöpft worden; die Nachwelt erst wird sie zu vervollständigen haben. Bei der außerordentlichen Vielfältigkeit seines poetischen Schaffens bewundern wir die Harmonie, zu der sich Alles, was aus seinem Herzen tönte, verband; Alles läßt sich bei ihm aus dem Grundton seines Charakters entwickeln, und dieser Gleichklang lag auch in seiner reinen Menschlichkeit, in der Uebereinstimmung seiner Herzens und Geistes. Das war es, was im Zusammenhange mit ihm so wohlthuend berührte, man brauchte nicht lang mit ihm zu sprechen, um zu fühlen: hier ist ein ganzes Menschen! Rückert muß deshalb, um auch als Dichter die volle Würdigung zu finden, durchaus in seiner Totalität beurtheilt werden; wer dies vermag, der muß erstaunen über die großartige Harmonie bei so unendlichem Reichthum. Bei seiner in der Literatur vielleicht einzig dastehenden Productivität und Mannichfaltigkeit als lyrischer Dichter war Rückert stets wahr und ganz in Allem was er schuf, von seinen ersten jugendlichen Ergüssen bis zu seinem letzten Lebensstage, denn nie war sein Leyer stumm, sie tönte noch in seinen letzten Tagen die Todesahnung, — auch in des Greises Hand schwieg diese Leyer erst da, als die letzte Saite sprang.

Bei der großen Fülle poetischer Schätze, die wir von Rückert schon besitzen, hat er noch außerordentlich viel Manuscripte hinterlassen, lyrische Poesien, sowie die umfangreichsten wissenschaftlichen Arbeiten. Die Stätte, wo er das Meiste schuf, sie ist „gott weißt für alle Zeiten“. In dem Wohnhause zu Neuses, da er seinem Sohne August hinterlassen, werden zwei Gemächer des Dichters, sein Arbeitszimmer und sein Schlafzimmer, ganz in dem Zustande erhalten bleiben, wie der Dichter sie verlassen. Seinen theuren Hinterbliebenen und den Freunden, die seine edle Gestalt dort sahen, als noch das Lächeln seinen Mund umspielte, wie das Sonnenlicht eine Felsenrinne, — Allen, die ihn so dort kannten, wird der Blick auf die leerer Räume schmerzlich sein, aber wie viele Taufende aus dem deutschen Vaterlande werden sie mit Liebe und Verehrung betreten und des Dichters gedenken, der seinem todtten Schwesterchen ein nachsang:

Um zu erwachen dort, bist du hier eingeschlafen;
Sahst wohl! im Sturme sind wir noch, du bist im Hafen!

[1517]

Das Maltheserkrenz.

Bekanntlich war Kaiser Paul I. von Rußland Großmeister des Maltheserkreuzes. Er besah dem Ordenskapitel, ihm die Insignien des großen Kreuzes, das an einem Bande um den Hals getragen wird, anzufertigen. Nach einigen Tagen erschien ein junger Beamter vom Ordenskapitel, ein Herr v. Engelsfeld und überbrachte dem Kaiser ein Kästchen mit dem Kreuz und dem Bande. Der Kaiser war sehr erfreut und ließ es sich gleich anpassen, aber das Band war viel zu lang und als es hinten

gehakt wurde, hing das Kreuz dem Kaiser auf dem Magen. Er war bekanntlich ungemein argwöhnisch und empfindlich, der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, daß man im Ordenskapitel sich nicht ein so langes Band genommen habe, um ihm zu verzeihen zu geben, daß er viel zu klein für diese Würde sei; blitzschnell drehte er sich um, gab dem Beamten eine derbe Maulschelle und wies ihm die Thüre. Er versuchte jetzt das Band loszuhaken, aber es gelang ihm nicht. Er besann sich auch eines andern und schickte sofort nach seinem Günstling Kutaisow. Dieser traf den Kaiser in höchster Aufregung, auf und ab gehend in seinem Cabinet, wobei das Kreuz hin und her flog. „Sieh mal her, Kutaisow,“ sagte er, „sieh, wie diese Leute mich verachten. Solch ein Band schicken sie mir!“ Der Graf sah auf dem Tisch ein zweites Kästchen, in welchem die alten Insignien lagen. Hier ist jedenfalls das Maß, welches Gw. Majestät selbst geschickt haben, erlauben Sie mir.“ Er häfelte nun das Kreuz ab und legte das neue Band auf das alte. Es war genau eben so lang. Der Kaiser beruhigte sich sogleich und erinnerte sich nun, daß er befohlen habe die neuen Insignien genau nach den alten zu machen. „Das ist eine schlimme Geschichte, ich habe dem armen Beamten eine Ohrfeige gegeben; er ist unschuldig.“

„Er sieht noch im Vorzimmer,“ sagte der Graf.

„Laß ihn kommen,“ rief der Kaiser und sein Gesicht zeigte eine eigenthümliche Mischung von Verlegenheit und Güte.

„Wie heißt Du?“

„Engelhardt.“

„Was bist Du?“

„Gehilfe des Directors der Kanzlei im Ordenskapitel.“

„Warum ist er nicht selbst gekommen?“

„Er liegt seit einem halben Jahre krank.“

„Kutaisow! Schreibe: der Director erhält den Abschied mit Pension. Hast Du geschrieben?“

„Ja, Gw. Majestät.“

„Zum Director der Kanzlei ernenne ich Herrn v. Engelhardt.“

Engelhardt war sprachlos und dankte mit tiefer Verbeugung.

„Welchen Rang hast Du?“

„Hofrath.“

„Schreibe: der Hofrath Engelhardt wird avancirt zum Collegienrath. Hast Du Vernögen?“

„Ich lebe von meiner Gage.“

„Schreibe: Der Director, Collegienrath Engelhardt, erhält ein Dorf und 300 Bauern. Und nun lebe wohl.“

Engelhardt verbeugte sich abermals und entfernte sich wie betäubt. Der Kaiser ging noch ein Paar Schritte auf und ab, eilte dann rasch zur Thüre, öffnete sie und rief dem Fortgehenden laut nach: „Staatsrath!“

„Nun wird er die Ohrfeige wol vergessen haben,“ sagte er zu Kutaisow, indem er die Thüre wieder schloß. [1508]

C. Krüger.

Novelle von Kevin Schicking. (Fortsetzung.)

Fräulein Walter konnte sich von ihrem Erstaunen nicht enthalten.

„Mein, das ist zu komisch,“ sagte sie sich, „ein reizendes junges Mädchen statt eines steifen Hofmeisters!“ Dann aber, die wachsende Verlegenheit der Fremden bei diesem Ueberraschtsein gewahrend, fuhr sie laut fort:

„So sehen Sie auch, daß wir auf Ihren Besuch vorbereitet sind!“ Der Landrath hat mit der größten Theilnahme von Ihnen gesprochen — er hat den Tod Ihres Bruders so innig bewauert.“

„Ich dachte es mir,“ sagte bewegt die Fremde, „daß er gewiß ihm ein Ave, pia anima nachsprechen würde... er ist so gut, der Herr Landrath!“

„Kennen Sie ihn denn?“

„Ja, weil ich seine Briefe an meinen Bruder las, alle, alle...“

„Und Sie reden sogar Latein?“

„Ach, das ist solch eine Unsitte, um derentwillen ich schon oft verspottet bin! Ich habe in meinem sechsten Jahre die Mutter verloren und bin ganz von meinem Vater erzogen worden, der ein gelehrter Mann von großem Rufe war.“

„Und mit dem sprachen Sie Latein?“

„Das ja nicht,“ versetzte die Fremde lächelnd. „Aber er lehrte es mich lesen, ich machte für ihn Auszüge aus den alten Schriftstellern, versuchte mich auch selbst in eigenen Arbeiten...“

„Lateinisch natürlich?“

„Ja, lateinisch,“ versetzte das junge Mädchen unbefangen, „als ob das Abschaffen lateinischer Dissertationen die natürlichste und herkömmlichste Beschäftigung junger Damen sei, und fuhr dann fort:

„Und so habe ich mir denn leider in weiblichen und häuslichen Arbeiten wenig Gewandtheit erwerben können — wir hatten eine alte Magd, die das ganz allein besorgte — Freundin hatte ich auch nicht, denn mein Vater verachtete das Treiben der heutigen Frauenwelt und hielt mich fern davon...“

„Aber denn auch das Dürftende meiner augenblicklichen Lage...“

„Der Staat wird nicht darauf eingehen, mich als Lehrer etwa an einer unteren Classe eines Gymnasiums anzustellen, obgleich mein Vater mich für vollkommen befähigt dazu erklärt hat...“

„Freilich,“ sagte Fräulein Walter lachend, „wenn schon die Herren Gymnasialen mit Ihrem Vater vielleicht ganz einverstanden wären! Nun für's Erste beruhigen Sie sich...“

„Der Landrath nimmt den herzlichsten Antheil an Ihnen, er hat mir aufgetragen, Sie in seiner Abwesenheit auf's Beste zu versorgen...“

„Gott segne den guten Herrn dafür... aber die junge gnädige Frau... ist sie zu Hause, wollen Sie mich jetzt zu ihr bringen?“

„Die junge gnädige Frau?“ sagte Fräulein Walter ein wenig erschrocken.

„Nun ja — er ist ja doch seit vier Wochen mit einem Fräulein von Langenau verheirathet!“

„Ja so,“ versetzte Fräulein Walter stockend; „eine junge gnädige Frau ist aber dennoch nicht da...“

„Nicht da? O wie unglücklich sich das schickt! Dann muß ich ja wieder fort, dann schickt es sich doch keinesfalls, daß ich bleibe!“

„Ich bitte Sie, welches Bedenken! Bin ich denn nicht da? Ich bin schon die Freundin der Mutter des Landraths gewesen und, ich meine, Schutz genug für Sie!“

„Gewiß, aber was wird die gnädige Frau sagen, wenn sie bei der Rückkehr eine ungebetene Fremde findet, die ohne ihre Erlaubniß Schutz bei den Penaten ihres Hauses gesucht!“

Wenn ich ihr sage, daß der Landrath ein Junggeselle ist, dachte Fräulein Walter im Stillen, läßt sie mir noch den Abend davon... ich kann das arme Geschöpf doch nicht in die Nacht hinein fortgehen lassen! — „Seien Sie ganz ruhig,“ fuhr sie deshalb laut fort, „der Landrath hat Sie eingeladen und er ist der Herr in seinem Hause... morgen wird er mit Ihnen reden und Sie schon mit seiner Frau bekannt machen.“

„Nun, dann will ich geduldig abwarten, was der Herr Landrath über mich unglücklichen Blaustrumpf verfügen wird!“

„Das,“ sagte Fräulein Walter lächelnd, „wird auch wol der einzige Strumpf sein, dessen Bekanntschaft Sie je gemacht haben!“

„O nein, nein,“ entgegnete die Fremde lebhaft, „das glauben Sie ja nicht; ich habe in dem Jahre, während dessen ich mich bei meiner Tante aufhielt, Strüden und Nähen gelernt!“

„Aber sehr behagt müssen Ihnen doch die Arbeiten bei der Tante nicht haben, sonst hätten Sie ihr Haus nicht um jeden Preis verlassen wollen?“

„O nicht deshalb... aber die Tante wollte mich mit Gewalt mit einem Bruder, einem Eichorienfabrikanten, einem unausstehlichen Menschen, verheirathen.“

„Armes Kind!“

„Da sagte ich endlich entschlossen mit dem Lateiner: „Das wollen die Götter verhüten!“ und schrieb an den Herrn Landrath; an den Herrn Landrath als meine letzte Zuflucht hatte ich schon immer gedacht, seit mein Bruder starb; ich habe aus den Briefen des Landraths an meinen Bruder ein unbegrenztes Vertrauen für ihn geschöpft. Er ist so gut, es sprach sich so viel Gemüth darin aus... o seine Frau muß recht glücklich mit ihm sein!“

„Kommen Sie jetzt hier hinein,“ sagte Fräulein Walter, diese letzte Bemerkung unbeachtet lassend, und führte die Fremde in ein an den Salon stoßendes Zimmer.

„Hier ist unser Fremdenzimmer,“ fuhr sie fort, „Sie finden da Alles, was Sie bedürfen. Wo sind Ihre Effecten?“

„Ich habe einen kleinen Koffer im Wirthshause in dem Dorfe gelassen, bis zu welchem ich mit der Post fahren konnte. Von da bin ich zu Fuß gegangen und habe nur das Nöthigste in der Tasche mit mir genommen.“

„Ach, wie ermüdet werden Sie dann sein! Ich will jetzt gehen und Ihnen das Abendessen in den Salon senden,“ sagte Fräulein Walter.

„Soll ich denn allein essen, werden Sie mir nicht Gesellschaft leisten?“

„Ich werde schon kommen, aber warten Sie nicht auf mich. Sie werden hungrig und durstig sein und ich habe noch allerlei im Hause zu thun.“

Fräulein Walter trat von der Schwelle des Fremdenzimmers in den Salon zurück, schloß, da es dunkel geworden war, die in den Garten führende Thüre ab und entfernte sich.

III.

Fräulein C. Krüger legte ihre Tasche und ihren Sonnenschirm in dem Fremdenzimmer nieder, entledigte sich ihres Huttes, wusch sich den Staub aus den Augen und ordnete, so gut es in der Dunkelheit gehen wollte, ihr Haar. Sie fühlte einen guten Theil der Bekommenheit und der traurigen Stimmung, in der sie gekommen war, von sich genommen; dieses Fräulein Walter, das so freundlich und gutmüthig schien, hatte ihr ganzes Herz erobert. Und der Landrath — o ganz gewiß nahm der auch sie freundlich und wohlwollend auf; aber ein wenig klopfte ihr Herz doch, wenn sie daran dachte, wie er jeden Augenblick eintreten könnte; und vor der jungen Frau — vor der ängstigte sie sich immer noch; wie würde die sie aufnehmen!

Doch, sie bedurfte der Erfrischung; sie war in der That müde und hungrig und draußen im Salon hörte sie das Klappern von Tellern und Eßgeräth. Sie warf die Sorgen ab und indem sie sich den lateinischen Vers zuflüsterte „das Schicksal weist uns die Wege“ trat sie in den Salon zurück.

Ein schwarzgekleideter Bedienter war hier beschäftigt, auf dem eben gedeckten Tisch in der Mitte, auf dem er Theezeug zwischen zwei Couverts aufgestellt, eine Mahlzeit von kalter Küche zu ordnen. Zwei Leuchter mit brennenden Wachslöchtern standen daneben. Der Bediente schob einen Stuhl heran und lud Fräulein Krüger mit einer Verbeugung ein, sich zu setzen.

Sie begann sich Thee zu bereiten; während der Bediente ihr dabei behilflich war, sah sie ihn prüfend an.

Der Mann mochte etwa vierzig Jahre sein; er hatte ein ernstes, vertrauenerweckendes Gesicht; in seinem ganzen Wesen war etwas Lautloses, Ruhiges, was Fräulein Krüger in eigenthümlicher Weise für ihn einnahm. Die Umgebung, in welche sie so plötzlich versetzt war, wurde ihr mit jedem Augenblicke behaglicher und vertrauenerweckender. Der ernste schweigende Mann bediente sie als ob sie eine Gräfin sei... sie fühlte sich immer herabziger und sicherer, und mit großer Freundlichkeit fragte sie ihn:

„Sie sind wol schon lange hier im Hause des Herrn Landraths?“

Der Bediente sah in ihre schönen, hellen und gewinnenden Züge; es war, als ob ein Ausdruck tiefer Theilnahme für das junge Mädchen sich in seinem Gesichte spiegelte.

„Ich bin erst seit wenigen Stunden hier, ich bin erst am Nachmittage gekommen,“ sagte er.

„Da sind wir ja gewissermaßen Schicksalsgenossen,“ antwortete Fräulein Krüger, und Sie sind gewiß recht froh, den Dienst in einem so guten Hause gefunden zu haben?“

„Ich glaube, es sein zu dürfen.“

„Und Sie sind es nicht mehr?“

„Nein.“

„Das ist seltsam! Und was hat Ihre Ansicht so ungestimmt?“

„Ein Befehl, den das Fräulein Walter, die Wirthschafterin, uns so eben im Geseßzimmer ertheilt hat... ein Befehl, den zu befolgen mir unmöglich ist, wenn ich Sie so heiter und unbefangen und so vertrauensvoll da sitzen sehe, mein junges Fräulein! Es ist ein Befehl, der Sie betrifft!“

„Der mich betrifft?“

„Ja, Sie. Ich bin zwar Bedienter und den Herrschaften, bei denen ich stand, habe ich mit Treue und Ergebenheit gedient. Aber eine Bedientenseele bin ich, Gott sei Dank, nicht darüber geworden...“

„Aber ich bitte Sie, reden Sie — was hat man Ihnen befohlen?“

„Man hat mir und dem Stubenmädchen befohlen, Ihnen ja nicht zu verrathen, daß der Landrath ein unverheiratheter, lediger, junger Herr sei...“

Fräulein Krüger fuhr von ihrem Stuhle in die Höhe.

„Mein Gott, was sagen Sie da... der Landrath ist unverheirathet?“

„Unverheirathet!“

„Und darüber belügt man mich — macht ein Complott mit den Leuten, um mich zu täuschen? O das ist ja schrecklich!“

Das junge Mädchen war in tiefster Seele erschrocken und verwundet.

„Was soll ich nun beginnen?“ sagte sie in grenzenloser Niedergeschlagenheit die Hände faltend. Dann sich rasch fassend, rief sie aus: „Ich will fort, ich muß fort von hier, wenn es so ist! Aber wohin, um des Himmels willen, wohin? Doch das ist Eins,“ fügte sie entschlossen hinzu... das ist erst die zweite Frage. Zuerst will ich fort! O mein Gott, sich so getäuscht zu sehen! Aber Ihnen,“ sagte sie, dem Bedienten die Hand reichend, „Ihnen danke ich für das, was Sie mir gesagt haben! Und nun fort auf der Stelle.“

Sie nahm eines der Lichter vom Tisch und eilte damit in das Fremdenzimmer, um ihre Reisetasche und ihren Hut herauszuholen.

Der Bediente sah ihr ein wenig erschrocken nach. Eine so plötzliche und so gewaltsame Wirkung seiner Worte hatte er nicht erwartet. Er dachte mit Schrecken daran, was er nun sagen, wie der Fremden plötzliche Entfernung der Fräulein Walter erklären sollte; er wollte dem jungen Mädchen nachsehen, um sie wo möglich zu beruhigen; da jedoch sich unerwarteter Weise rasch ein Schlüssel von außen in die Salonthüre ein; sie öffnete sich und der Landrath trat in den Raum.

Er blinnte, während er Hut und Reisetasche auf einen Seitentisch warf, mit prüfendem Blick sichtlich den Bedienten an und dann auf den gedeckten Tisch in der Mitte.

„Sie sind der neue Bediente?“ sagte er, sich freundlich zu diesem wendend. „Hat denn Fräulein Walter mich so sicher zurückerwartet, daß sie schon für mich hat serviren lassen? Aber es ist desto besser — gehen Sie, Fräulein Walter zu sagen, daß ich zurück bin.“

Der Bediente machte eine kleine Verbeugung und entfernte sich.

Im selben Augenblick öffnete sich die Thüre des Fremdenzimmers und Fräulein Krüger trat mit dem Lichte in der Hand, ihre Reisetasche über den Arm geschoben, bewehrt mit Hut, Tuch und Sonnenschirm, über die Schwelle.

Der Landrath, der sich eben hatte an dem gedeckten Tische niederlassen wollen, stand, die Hand auf die Lehne des Stuhls, den er ersaß, gebannt, wie vollständig gekendet von diesem überraschenden Anblick.

„Alle Wetter,“ sagte er sich, „welche himmlische Erscheinung... welch wunderbar schönes Geschöpf!“

Er hatte Recht! In der Erregung, welche ihre Züge belebte, in der warmen Beleuchtung des Lichtes, das sie in der Hand hielt und so plötzlich in den Rahmen der Thüre tretend, war die Fremde in der That eine ganz bezaubernde Erscheinung.

Der Landrath trat auf sie zu... sie war auf's Heftigste erschrocken, diesen Mann, der niemand anders sein konnte als der Hausherr, vor sich zu sehen... gerade in diesem Augenblicke, wie um ihre Flucht zu verhindern... ein böser Argwohn schoß ihr durch den Kopf... war sie beobachtet?.. war er gekommen, um sie vom Fortgehen abzuhalten?

Sie stand wie an dem Boden gewurzelt; wenn es sich nur geschickt hätte, sie hätte am liebsten das Licht in ihrer Hand auf den Boden fallen lassen und wäre mit einem Angschrei davon gelaufen... aber das ging doch nicht, sie mußte sich zusammen nehmen, sich fassen, etwas sagen, und so, in der äußersten Verlegenheit stammelte sie:

„Herr Baron... ich kam in einer falschen Voraussetzung hierher und möchte mich jetzt wieder entfernen, da...“

„In einer falschen Voraussetzung?“ fiel der Landrath, mit steigender Bewunderung in ihre Züge blickend, ein... „das thut mir unendlich leid... aber wie kann ich zugeben, daß Sie sich jetzt in der Nacht entfernen? Haben Sie einen Wagen, einen Begleiter... sonst müßten Sie sich wenigstens meine Begleitung gefallen lassen...“

„O ich danke Ihnen!“ sagte das Fräulein mit wachsendem Argwohn fast heftig; „ich bitte, daß Sie mich gehen lassen!“

„Wer sind Sie, Fräulein, das wenigstens müssen Sie mir sagen!“ rief jetzt der Landrath aus, von dem seltsamen Wesen der Fremden in hohem Grade betroffen.

„Das wissen Sie doch, ohne daß ich's Ihnen sage,“ versetzte Fräulein Krüger mit einem Tone des Vorwurfs... „Sie haben mich ja heute erwartet und können also auch denken, wer ich bin...“

„Ich Sie erwartet? Beim Himmel, nicht im mindesten! Wie kann man in einem eintönigen, vereinsamen Leben, wie ich es hier führe, erwarten, plötzlich eine so holde, so reizende, eine so bezaubernde Erscheinung vor sich stehen zu sehen!“

Diese mit aufrichtiger Wärme gesprochenen Worte des Landraths machten einen ganz andern Eindruck auf die Fremde, als Herr von Heigendorf ahnen konnte. Daß er jetzt that, als ob er sie gar nicht erwartet habe, nachdem doch Fräulein Walter ihr selbst gesagt, daß sie erwartet sei, empörte sie, und sein etwas starkes Compliment verdoppelte diese Enttäuschung. Sie haßte nichts mehr als Unwahrheit. Sie hatte in ihrem Leben keine gesagt; kaum je eine Ausflucht gebraucht. Sie sah jetzt zum ersten Male frei in seine Züge und sagte kühl:

„O, Sie haben mich doch erwartet. Die Dame, welche vorher hier war, hat es mir ja gesagt; aber sie hat mich täuschen wollen und das war unverzeihlich von ihr. Daß aber auch Sie, Sie, Herr Baron, mich täuschen konnten, oder täuschen wollten, das ist mir unendlich schmerzlicher; es gehört zu den bittersten, grausamsten Erfahrungen meines Lebens...“

„Das verstehe ein Anderer!“ rief der Landrath ungeduldig aus, „wenn ich Sie versichere, daß Sie mir eine ganz unerwartete Erscheinung sind... denn wahrhaftig, ich habe Niemand erwartet als einen jungen Menschen aus G.“

„Einen jungen Menschen?“

„Nun ja, den Bruder eines verstorbenen Freundes, der mich um eine Zuflucht bat...“

„Ach!“ sagte Fräulein Krüger mit dem Tone größter Ueberraschung, indem sie zu dem Tische ging, um ihr Licht, das sie noch immer in der Hand gehalten, darauf zu stellen. Mit einem Gesichte, auf dem der halb zornige, halb traurige Ausdruck einem ganz anderen, viel helleren gewichen war, wandte sie sich dann wieder an den Landrath.

„Einen jungen Mann haben Sie erwartet? Nun, das war's eben,“ sagte sie lächelnd. „Um dieses jungen Menschen willen kam ich her!“

„Um des Herrn Krüger willen? O, um ihn machen Sie sich keine Sorge. Ich werde Alles aufwenden, ihm recht bald eine gute Hofmeisterstelle zu verschaffen. Er scheint zwar etwas sehr altfränkisch und ein staubiger Bücherwurm; man kann die alten Klassiker lieben, aber doch dabei ein ordentliches Deutsch schreiben! Er muß ein gräßlicher Pedant sein — wenn Sie's nicht übel nehmen wollen, heißt das, denn Sie stehen ihm vielleicht als Verwandte nahe?“

„Ich bin seine nächste Verwandte,“ fiel heiter das junge Mädchen ein. In der That, sie fühlte eine große Freude an der Stelle des bitteren Kummers, den sie eben empfunden. Dieser Mann, der sie mit so theilnehmenden, ehelichen Zügen anblickte, war plötzlich vollständig gerechtfertigt; sie hatte ihr Vertrauen keinem Unwürdigen zugewendet — er hatte sie für einen „jungen Menschen“ gehalten und sie war daher auch ganz bereit zu glauben, daß der Diener vorhin sie getäuscht, ja, sie hatte wieder eine so gute Meinung von Herrn von Heigendorf, um beinahe zu glauben, daß er doch verheirathet sein könne!

„Mich wundert nur,“ fuhr sie darum im heitersten Tone fort, „daß Sie einen Menschen, den Sie nach seinen Briefen für einen unausföhrlichen Pedanten hielten, so freundlich in Ihrem Hause aufnehmen wollten und so bereit waren, die Tessara mit ihm zu brechen!“

„Die Tessara? Kennen Sie den Ausdruck?“

„Ich bin die Tochter eines Philologen!“

„Ich bin entzückt davon,“ versetzte der Landrath. „Ich liebe die Alten und habe die Marotte zu glauben, daß die Kenntniß derselben ein junges, rosiges Antlitz nur noch hübscher macht! Sie verstehen am Ende gar Latein?“

„Ein wenig Griechisch sogar!“ antwortete das junge Mädchen lachend.

„Aber dann sind Sie ja ein wahrer Phönix von einer jungen Dame — ich muß Ihnen, Sie mögen mir darüber zürnen oder nicht, die grenzenlose Bewunderung ausdrücken. Aber, bitte, lassen Sie sich doch diese schwere Tasche abnehmen...“ er streifte dabei die Tasche von ihrem Arme ab und legte sie bei Seite, „und dann sehen wir uns. Sie werden mir doch wenigstens nicht die Schmach anthun, das Nachessen, welches ich für Sie da aufgetragen sehe, unberührt zu lassen?“

„Herr Baron,“ sagte Fräulein Krüger jetzt ernst, „ich weiß, daß es sich für ein junges Mädchen nicht schickt, im Hause eines unverheiratheten Mannes zu wohnen, und wenn dieser Mann auch der Freund ihres Bruders war. Sie sehen mich deshalb bereit, das Haus wieder zu verlassen. Ihr Erscheinen jedoch hat den Verdacht, den ich gegen Sie hegte, beinahe wieder verschweigt und Ihr Wort wird über mein Bleiben oder Gehen entscheiden. Herr von Heigendorf! Fräulein Walter sagte mir, Sie seien verheirathet, und Ihr Bedienter sagte mir, Sie seien nicht verheirathet... wem soll ich glauben? Sind oder sind Sie nicht verheirathet? Herr von Heigendorf, beantworten Sie mir diese Frage!“

Der Landrath sah sie mit betroffener, verlegener Miene an. Das junge Mädchen schon wieder scheiden zu sehen war ihm ein unerträgliches Gebante. Und doch, wenn er die Lage der Dinge eingestand, ging sie, obwohl es Nacht, obwohl das nächste Dorfwirthshaus eine kleine Stunde von seinem Hause entfernt war.

Mit höchstem Gewissen und bekümmener Stimme sagte er daher, indem er die Augen zu Boden schlug: „Nun, mein Fräulein, wenn Sie es denn einmal wollen — ja! ich bin verheirathet!“

Fräulein Krüger blickte noch ein wenig beunruhigt und fragend zu ihm auf, aber sie nahm halb unwillkürlich den Arm, den er ihr bot und ließ sich von ihm zum Tische führen.

„Fräulein Walter wird doch mit uns speisen?“ sagte sie nur.

Er klingelte und dem Bedienten, der eintrat, befahl er, noch ein Couvert für Fräulein Walter aufzulegen; er lasse Fräulein Walter bitten, zum Essen zu kommen. Dann machte er sehr besonnen den Wirth und fragte das junge Mädchen mit offener Spannung, „wie sie es möglich gemacht, neben all der Masse weiblicher Beschäftigungen, als da seien Nähen, Stricken, Häkeln und wie das nützliche Zeug alle heißt und bei der Masse weiblicher Vergnügungen, als da seien Bälle, Concerte, Theater u. s. w. u. s. w., noch Latein und Griechisch zu lernen, was ja allein furchtbare Zeit in Anspruch nehme?“

„Wie werden Sie mich verachten, wenn Sie erfahren,“ fiel das junge Mädchen ein, „daß ich von alle dem nichts kenne! daß ich nie ein Theater, ein Concert, einen Ball besucht, ja daß ich gar nicht tanzen kann — hätte ich nicht die und da aus Lustigkeit mich mit meinem Bruder im Zimmer herumgewirbelt, was mein armer erschrockener Vater dann Walzen zu nennen beliebte, so würde mein Fuß nie einen Tanzschritt gemacht haben. Und ich muß zu meiner Schande gestehen, daß dies Walzen mir sehr viel Vergnügen bereitet hat. Aber wenn ich die Beschäftigungen eines Studenten trieb, so dürfte auch mein Humor ein wenig davon haben, nicht wahr?“

„Wie beschämen Sie unsere jungen Damen,“ entgegnete entzückt der Landrath, „die können zwar stiden, stricken, nähen...“

„Ach, Sie glauben also auch,“ unterbrach ihn eifrig das junge Mädchen, „just wie Fräulein Walter, ich könne nicht stiden und nähen? Sehe ich denn so ungeschickt aus? Warten Sie bis morgen, da werde ich Ihnen Strickstrumpf und Nähzeug zeigen, daß Sie Respekt bekommen sollen. Meine Tante sagte, es sei musterhaft, und...“

„Wissen Sie was ich sage?“ fiel der Landrath ein.

„Nun?“

„Daß Sie ja selbst ein wahres Muster aller Vortrefflichkeiten sind!“

IV.

Der Landrath von Heigendorf und Fräulein C. Krüger waren im besten Zuge, über diesem Plaudern, das auf sie gegenseitig eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft übte, die Welt zu vergessen; der Landrath blickte immer begeisterter in die Züge seines reizenden Gegenüber, das junge Mädchen fand immer mehr den Landrath dem Ideal, das sie sich vom Freunde ihres Bruders gemacht, entsprechend, und empfand ein immer größeres Gefühl von Glück in seiner so offen ausgesprochenen Theilnahme...

Sie mochten sich in ihrer heitersten Weise etwa eine halbe Stunde lang unterhalten haben — da wurde die aus dem Innern des Hauses in den Raum führende Thüre rasch geöffnet, der Bediente meldete:

„Herr Legationsrath von Elsum,“ und zugleich kam ein Mann in elegantem Reisekostüm, in seinem ganzen Wesen die behenden geglätteten Manieren des Salonmenschen verrathend, über die Schwelle geeilt. Er mochte vierzig Jahre sein und diese Jahre hatten hingereicht, alle Zier seines Hauptes mit dahin zu nehmen, denn sein Schädel war kahl, und ein dünnes Coups hob sich über dem Vorderkopf in künstlicher Kränzelung.

„Herrlicher, reizender, entzückender Anblick!“ rief er das Loragnon in den Augenwinkel kneifend aus — „rührendes Bild des häuslichen Glückes...“ Better Heigendorf, ich gratulire!“

„Du, Werner?“ sagte der Landrath erschrocken aufspringend... „was uns Himmelswillen bringt Dich hierher?“

„Seltsame Frage! Das Verlangen, Dich in Deinem Glück zu sehen! Ich komme von meinem dreimonatlichen Aufenthalte

in Nizza zurück, erst gestern... heute Morgen schon habe ich mich aus der Stadt aufgemacht, um im Drang grenzenloser Ehrlichkeit Dir meine Bette zu zahlen.“

„Welche Eile,“ jagte der Landrath in peinigendster Verlegenheit. „Dieser ungeliebte Bette hätte in gar keiner übler gewählten Stunde kommen können!“ dachte er dabei.

„Nun stelle mich aber Deiner Frau vor,“ rief Herr von Elsum, vor Fräulein Krüger tretend.

Der Landrath sagte ihm am Arme.

„Tritt zuerst mit mir in mein Zimmer,“ sagte er; „ich habe Dir eine Mittheilung zu machen!“

„Was fällt Dir ein,“ versetzte Herr von Elsum; „ich will vor allen Dingen zuerst die Bekanntschaft meiner reizenden Cousine machen... und wenn Du nicht willst, kann ich mich selber vorstellen — meine gnädige Frau, Sie leben in mir den Legationsrath Werner von Elsum, den getreuesten und ergebensten Ihrer Vettern, und das erste Opfer Ihres ehelichen Glücks!“

Der Landrath hatte geist, dem Bette seinen Hut abzuziehen, dieser ging, den Dienst ablehnend selbst zu einem Seitentisch, um den Hut darauf zu legen — der Landrath gewann dadurch Zeit, dem jungen Mädchen zuzulüftern:

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie ihn bei seiner Idee, widersprechen Sie ihm nicht, wir werden ihn sonst nicht los; sobald als möglich bereite ich Sie von ihm!“

(Schluß folgt.)

[1474]

Emma's Klage.

(Nach dem Französischen des Emile Deschamps.)

Von Emanuel Geibel.

Wol bin ich jung und weiß zu scherzen,
Doch muß ich drum schon röhlich sein?
Ich singe, doch ein Ton der Schmerzen
Schleicht in mein helles Lied sich wie ein Seufzer ein.

Es ist, weil ein Aug' ich fand, in dessen Feuerblicke
Mein eig'nes Leben mir verkärt sich offenbart,
Ein Herz fand, das mir vom Gesichte
Zu Lieb' und Leid verschwifert ward.

Dein Mund zwar, süßer Freund, vielleicht zu schen,
Das reine Geheimniß zu entweih'n, verrieth's zur Hälfte kaum;
Ich aber bin schon ganz die Deine;

Mein Tag ist Sehnsucht nur, und Nachts, daß ich nicht weine,
Bollendet dein Geständniß mir ein Traum.

Ach, voll von Angst und Glück und Sorgen
Wie ich zuletzt dein Aug' und seinen dunkeln Strahl;
Dir ferne wähnst' ich mich vor deiner Macht geborgen
Und stoh zum tiefsten Fort in meiner Heimat Thal;
Dort kennt die Haide mich, dort rauscht das Laub so schattig,
Doch aller Reiz war hin, nur Oede fern und nah!
Nicht einmal Freudenthänen hatt' ich,
Als ich die Mutter wieder sah.

O Mutter, Schwester, o Gespielen,
Du graues Schloß, das mir von goldnen Zeiten spricht,
Bergpfade, dunkler See mit deinen Waldajulen,
Ich bin's, ich bin's ja noch, versteht ihr mich denn nicht?

Und du, mein Rosenhag, wo in der Kindheit Tagen
Der Schlaf mich oft so sanft beschlich,
Wirst du noch weiß zu blühen wagen,
Nun dieser Brust die Ruh' entwich?

Ach, Niemand weiß von meiner Pein —
Zu lachen mahnt man mich, zu singen und zu scherzen;
Jung sei ich ja, drum müß' ich fröhlich sein —
So sing' ich, doch ein Ton der Schmerzen
Schleicht in mein helles Lied sich wie ein Seufzer ein. [1502]

Was heißt „Arm“ sein?

„Arm“ und „reich“ gehören zu den ge- und mißbrauchtesten Wörtern, da jeder Mensch in einem gewissen Grade entweder das Eine oder das Andere ist und danach in der Regel von allen Andern leider zu stark abgehängt wird. Abgesehen von der Unwürdigkeit dieses Meßinstruments ist es noch unendlich verschieden und dehnbarer, als alle deutschen Ellenmaße und Scheidemünzen. Wer ist denn reich und wer arm? Mancher, der zehn- ja selbst hundertmal weniger Geld einnimmt, hat und ausgibt, als der Andere, ist entschieden reicher, als dieser Letztere.

Der Familienvater, der mit harter Arbeit jährlich tausend Thaler verdient und damit auskommt, ist, wenn nicht reich, so doch unendlich weniger arm, als der Mann mit 20,000 Thalern Einnahme und 25,000 Thalern Ausgabe.

Das ist bekannt genug, ja trivial. Wir sehen daraus aber, daß wir im Besitz und Geld selbst gar keinen Maßstab für Armuth und Reichthum finden und müssen deshalb die Sache anders zu fassen suchen.

Arm kann im Allgemeinen bloß Der genannt werden, dessen Mittel nicht zur Beschaffung der unerläßlichen Bedürfnisse hinreichen. Unerläßliche, nothwendige Bedürfnisse sind solche, die man nicht ohne Schaden für die Gesundheit, ohne Gefahr für das Leben entbehren kann. Es ist gut, darauf Gewicht zu legen, weil sonst nichts nebelhafter und unbegrenzter ist, als die Vorstellung vom Nothwendigen und Unerläßlichen. Damit ist auch eine Grenzbestimmung für die Gebiete der Armuth und des Reichthums gewonnen, freilich aber nur eine.

Die Nothwendigkeit dieser Bedürfnisse erweitert und verengt sich nämlich wieder sehr bedeutend nach Klima, Jahreszeit, Berufsweise, Alter und anderen natürlichen und künstlichen Verhältnissen. Unter heißer Sonne und auf fruchttragender Erde ist der Mensch vielleicht schon wohlhabend mit der Nahrung, die ihm aus der Natur gleichsam in den Mund wächst oder vor der Thür seines Schattens und Schutz liefernden Daches spielend zubereitet wird. Andere Leute und sogar ganze Völker stehen in der Cultur so niedrig, daß sie sich mit weniger als dem für Gesundheit und Leben Nothwendigsten begnügen und sich schon für reich zu halten anfangen, wenn sie als Leckerbissen kaufen können, was der niedrigste Proletarier in London als unerläßlich nothwendiges tägliches Brod in Anspruch nimmt. Der Hindu begnügt sich mit Reis, sogar ungekocht, der Irlander mit Kartoffeln, der Schweizer Senne mit Milch und Käse, der

deutsche „Kossäthe“ mit hartem Schwarzbrod und Kartoffeln gerichtet. Dichter mögen diese Beschränktheit in Bedürfnissen diese zuriebene Armuth, die keine sei, sogar das „Hemd des Glücklichen“ besingen. Die Wirklichkeit, die Erfahrung dicke ganz andere Folgerungen daraus zusammen.

Erfstens ist diese vom Luxus „unabhängige“ Genügsamkeit thatsächlich slavische Abhängigkeit von der Ernte dieses ihres Hauptnahrungsmittels. Ein Ausfall in der Reisernte mißrathene, franke Kartoffeln verdammen diese Abhängigen oft tausendweise zum Tode langsamen Verhungerns.

Zweitens ist diese auf einen Hauptartikel beschränkte Lebensweise auch bei Fülle und Ueberfluß nur eine langsame Körperliche und geistige Aushungerung. Diese einfache lebendigen Menschen oder Völker können sich nie durch körperliche Kraft und geistige Fruchtbarkeit auszeichnen, weil sie die dazu nöthigen Nahrungsmittel nicht genießen. Der Mensch bedarf zu seinen körperlichen und geistigen Gedeihen sehr verschiedener Nahrungsmittel, welche auf die mannichfaltigste Weise in Fleisch, Flüssigkeiten und Pflanzen verdaulich genossen werden, aber nur in einem Nahrungsmittel vereinigt sind. (Nur die Milch macht eine Ausnahme, und auch nur für Kinder.) Nothwendig Bedürfnisse, ohne welche oder deren Genüge wir arm sind, bestehen bei uns, d. h. etwa auf der nördlichen Hälfte Europas in hinreichender, wesentlich aus Fleisch und Pflanzen zubereiteter möglichst abwechselnder Nahrung, warmer, reiner Kleidung, luftiger, trockener, lichter, weiterdichter Wohnung, Brennmaterial für Küche und Ofen, genügender, regelmäßiger körperlicher Bewegung und geistiger Erholung. Je mehr man an einem oder mehreren dieser Bedürfnisse Mangel leidet, in desto höherem Grade ist man arm. Wer davon für sich und die Seinigen genug und sicher beschafft, erhebt sich unter die Wohlhabenden und die Fülle und Ueberfülle dieser Bedürfnisse und Ausschmückung derselben mit Bequemlichkeit und Schönheit bilden die verschiedenen Grade des Reichthums.

Daraus folgt, daß man im Genusse dieser nothwendigen Bedürfnisse nicht arm, im Besitze und Nichtgenusse der Ueberfülle derselben noch nicht reich ist. Weber der sinnlose und sinnliche Verschwender, noch der zusammenscharrrende Geizhals ist reich; und kauerte letzterer über Millionen und verschleudert ersterer täglich hunderte von Thalern, ersterer wird mitten in seinen Schätzen von dem Gefühle der Armuth gequält, letzterer stürzt sich mit beschleunigter Geschwindigkeit wirkliche Armuth in die Arme.

Aber nicht bloß der Geizhals und der Verschwender im mitten ihrer Schätze: auch Diejenigen sind nimmermehr reich zu nennen, welche es nur auf Kosten ihrer Gesundheit geworden sind.

„Was hilft es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ — Ueberbürdung mit Arbeit, sei es des Kopfes oder der Hände, ist eine Hauptursache geistiger und körperlicher Verarmung mitten unter statt schwellenden Reichthümern.

Kann denn nun aber wirklich der Reichthum, wir meinen den äußerlichen Reichthum, das begehrenswertheste Ziel des Lebens sein? — Zum Glück, nein! Wie Derjenige, der den Nothwendigen genug besitzt, keinen Grund hat, sich für arm zu halten, so besteht der wahre, der innerliche Reichthum in dem Glück: das uns Beschiedene, mag es viel oder wenig sein für genug zu halten und in Gesundheit genießen zu dürfen. [1506]

H. Beta.

Thasabernus.

Ein prachtvoller Sternenhimmel leuchtete über der Siebenhügelstadt, über dem Meere und dem Felsenland Capri, wo Tiberius mit seinen zwei unsichtbaren Begleiterinnen mit der Furcht des Tyrannen und der Neue des Mörders thronte. Er schlief die Welt, denn der Löwe, dessen Gebrüll sie allein noch erfüllte, das römische Volk schlief. Aber der Zwinger der Unbeglückten, der Imperator konnte auf seiner Felsenburg keinen Schlaf finden. Dumpfe Schwermuth, düstere Ahnung und namenloser Gram lasteten seit mehreren Tagen auf ihm. Sein Sternbedienter Thrasyllus, wie sein Arzt Charikles war, rathlos. Tiberius lachte grimmig über ihre Widersprüche, fluchte Göttern und Menschen und schrieb Todesurtheile. Bis Mitternacht wälzte er sich ruhelos auf seinem Puzurpuzelager; dann ließ er in Begleitung des Thrasyllus heimlich wie ein Dieb den Palaß und wanderte durch mondbelegnetes Geklüft auf Pfaden, die außer Tiberius Niemand betreten, ja, die Niemand kennen durfte. Da — auf einer Felsenplatte, die gleich einem Kiefernast über die See niederhing — da wars, daß plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine seltsame Greisengestalt vor den beiden Wanderern stand. Sein graues Haar, das in Schlangengeringen zum Nacken waltte, der lange Bart, wie das rauhe Gewand triesten von Meeresflut; in seinen Zügen lag ein ungeheurer Schmerz und der Blick seiner Augen, die weit aufgerissen nach Thränen zu lechzen schienen, fand selbst eines Tiberius Herz und machte es bluten.

Tiberius und sein Begleiter blieben, von Schrecken gelähmt stehen. Der Herr der Welt, der römische Imperator, zitterte vor dem alten waffenlosen Manne.

„Tiberius Claudius Nero!“ sagte dieser, indem er die Rechte zu den Sternen emporstreckte, „ich zeihe seiner Ermordung aus Dich und das römische Volk.“

„Wer bist Du, Räthselhafter?“ fragte Tiberius mit tonloser Stimme.

„Ich bin vom Volke der Juden. In Jerusalem wohn ich, glücklich bis zu dem Tage, an dem ich Ihn erblickte...“

„Wen?“

„Den Ewigen, den Messias, den mein Volk kreuzigte, dessen Kreuzigung Dein Landpfleger Pontius Pilatus geschah. Hier Monate sind's, daß ich auf der Schwelle meines Hauses in Jerusalem stand, als der verhängnißvolle Zug zur Nischitän vorüberwalle. Geführt mit einer Dornenkrone, schwankte das Opfer unter der Last seines Kreuzes. Dicht vor mir brach er in die Knie und tastete nach einem Stein vor meinem Hause, um darauf sich auszuruhen. Ich aber, mich in den Augen der Priester und Schriftgelehrten wohlgefällig zu machen, riß ihn empor und stieß ihn hinweg. Da sah er mich an mit einem Blick voll erhabenen Schmerzes und ich las darin: Du stiehest den Frieden, das Heil, du stiehest Gott von deiner Schwelle!... Mir zerissenem Herzen, sah wie ein Verbrecher folgte ich zum Nischitänplatz. Und als er zwischen Himmel und Erde hing und bei seinem Todeschrei das Licht der Sonne verlösch, die Lüfte heulte und aus den Tiefen der Erde sich Donner rangan, da stürzte ich ohnmächtig zu Boden. Lange lag ich bewußtlos und verlor ich da. Als ich erwachte, stand der Mond über Golgatha und als

dem Gipfel des Hügels war ein geheimnißvolles Getriebe. Zitternd schlich ich näher. Man hatte Leitern an das Kreuz gelegt und trug den Leichnam sanft hernieder. Von seinem Körper hing ein Leuchten aus und sein Antlitz hatte nichts vom Tode, als die Verklärung. Zu Füßen des Pfahles aber, von weinenden Frauen umringt, ohnmächtig vor Schmerz, lag seine Mutter.

ter. Da fluchte ich der Mutter, die mich geboren, und flog, friedlos, rastlos. In die Einsamkeit des Gebirgs, in Waldesnacht und den Lärm der Städte folgt mir der Macheengel, die Reue. Der Tod flieht mich, denn der Tod ist Ruhe. In der gestrigen Sturmnacht strandete das Schiff, das mich trug; alle meine Gefährten verschlang das Meer, aber mich spie es aus.

Wirf mich Deinen hyrcanischen Löwen in Rom's Arena vor, sie werden mich verschmähen..."
Tiberius blickte finster zur Erde und Thrasyllus verhüllte das Haupt. Nach einer Weile erst fand der Imperator das Wort: „Du krankst am Wahnsinn,“ sagte er leise „und fabelst, was Du im Fieber träumtest. Und wenn er gelebt hätte, von



Die Kreuzabnahme.
(Hierzu „Abasverus“ Seite 132.)

dem Du sprichst, so ist er todt jetzt, und Niemand mehr braucht ihn zu fürchten."

Da richtete sich der Alte empor und sah wie ein Seher aus. „Er ist auferstanden," sprach er. „Der Thron der Cäsaren wird stützen, und die Wölfer von Aufgang und Niedergang werden vor dem Gekreuzigten knien."

Damit verließ er die Beiden. Die Sterne waren erblichen und vom Osten her schwang sich der Schimmer des jungen Tages. Er fiel auf den sinnenden Tiberius, daß er wie in Blut getaucht erschien. Der wunderfame Alte aber schritt auf fußbreitem Pfade um die jäh abschließende Felsenwand, und sein Fuß glitt nicht aus, die Meeresswoge, die am Gestein grimmig emporleckte, erschachte ihn nicht.

[1522]

A. A. Heigel.

Wie die Königin von England ins Parlament fährt. Londoner Skizze.

Es war am 5. Februar dieses Jahres, Dienstag Nachmittag 2 Uhr, als J. M. Victoria, Königin von Großbritannien und Irland, nach vierjähriger Zurückgezogenheit zum erstenmal wieder vor ihrem Volke mit allen Attributen ihres königlichen Ranges erschien. So lange hatte sie in tiefer Trauer fast nur den Erinnerungen und ihren Kindern gelebt; kaum, daß man sie bei der Vermählung des Prinzen von Wales, in Wittwen-tracht und verschleiert, in einer von den dunkeln Galerien der Kapelle sah, hoch über der pomphaften Ceremonie, welche sich, von allem Glanz und aller Schönheit des Britenreichs umgeben, vor dem Altar entwickelte. Doch nicht länger konnte sie sich der Betrachtung verschließen, daß ein schwarzverhängter Thron dem öffentlichen Leben, welches die bunten Schaugepränge liebt, einen melancholischen Zug verleihe, und daß die Nation, welche den Schmerz der Wittwe treulich getheilt, nun auch verlangen dürfe, die Königin wieder zu sehen. Daher ward ihre Rückkehr zu den Geschäften und feierlichen Acten des Staates von Millionen freudig bewillkommnet; und der 5. Februar, wo sie nach einer so langen Abwesenheit zum ersten Mal wieder nach dem Hause der Lords fuhr, um das Parlament in eigener Person zu eröffnen, war ein Festtag für London.

Die Parlamentsgebäude sind eines von den architektonischen Wunderwerken dieser an Wundern aller Art so reichen Metropolis. Imposant, wie die Nation, die darin repräsentirt wird, erheben sich die prachtvollen schweren Mauern derselben, in gothischem Styl gebaut, am Ufer der Themse. Die Spitzbögen, die Strebsäulen, die bunten Fenster, die mächtigen Quadern dieses Baues, obwohl erst unter dieser Königin vollendet, bewahren den Charakter ferner Jahrhunderte; gegenüber steht Englands älteste Abtei, der Dom von Westminster, und hoch in die Nebelstufen von Londons Himmel, während der Nacht elektrisch beleuchtet und während des Tages schimmernd von Gold und Blau, erhebt sich, diesen majestätischen Bau krönend, der Victoriathurm. Wol hatte der Kaiser von Rußland Recht, als er, das Parlamentsgebäude von England zum erstenmal sehend, ausrief: „Es ist ein Gedicht von Stein!"

Es war ein ungewöhnlich milder Tag, jener Februartag; ein leichter Nebel sank gegen Mittag nieder, und über Londons zahllosen Straßen und weiten Parks herrschte „das Wetter der Königin", wie man in England allgemein das schöne Wetter nennt. Der Weg, den der königliche Zug von Buckingham-Palace zu machen hatte, war ganz von Menschen bedeckt; Tausende standen vor den Thüren, an den Fenstern und weithinaus, um die Souveränin zu bewillkommen bei ihrer Rückkehr nach London; und obgleich ihre Ankunft nicht vor 2 Uhr zu erwarten war, so hatte sich das Haus der Lords doch schon um 1 Uhr gefüllt mit den stolzen Geiseltrennern von Britannien, den Herren und Damen von Englands Aristokratie. Der Eingang zum Palast von Westminster strahlte von Roth und Gold, diesen prachtvollen Uniformen der Parlamentsbeamten, welche die Wagen der Pairs, wie sie einer nach dem andern vor das Portal rollten, zu öffnen und die Peersessen zu den teppichbelegten Marmorstufen zu geleiten hatten. Nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Karten war an Zuschauer ausgegeben worden, welche auf der sogenannten „Fremdengalerie", neben den Vertretern der Presse, ihre Plätze fanden. In den übrigen drei schmervergoldeten Gallerien, welche den gewöhnlichen, mit kostbaren Wandgemälden, Sculpturen und Draperien reich geschmückten Saal nach oben abschließen, saßen die jüngeren Damen des englischen Adels, die Töchter, Schwestern und Cousinen der großen Häuser des Königreichs, fast ausnahmslos liebliche Gesichter, umrahmt von dem ächtenglischen Blond und Braun ihres Haars, ein lachender Frühling voll Jugend und Frische, ein blühender Kranz, um die Stirn dieses ernst und trotz all seiner Pracht von Gold und Purpur doch so düsteren Raumes geschlungen. Der Fremdengalerie gegenüber, im Fond des Saales, ist der Baldachin und der Thron, auf welchem die Staatsroben ausgebreitet Ihre Majestät erwarteten. Zunächst dem Thron ist der berühmte „Wollack", in der That nichts anderes als was sein Name sagt, ein Ballen Schaafwolle, jedoch mit Purpur bekleidet, seit uralten Zeiten der Sitz des Lord-Kanzlers (oder Präsidenten des Oberhauses), zur Erinnerung daran, daß England seine Größe dem Handel verdanke; nächst demselben steht der „Tisch des Hauses", mit den Insignien desselben, und zu beiden Seiten, auf Sesseln von rothem Saffian, sitzen die Herzöge, Grafen, Marquis und Barone der drei Königreiche, in Roben von Carmoisin mit Pelz, die Erzbischöfe und Bischöfe in ihrem priesterlichen Gewande, die Lords-Oberrichter in ihren gepuderten Perrücken mit Pfäfen; und rings um die Versammlung dieser höchsten Körperschaft des Reichs in ihren Galakleidern saßen, Reih' auf Reih', die Peersessen, die Gemahlinnen der Lords, der Gesandten, die „crème de la crème" der englischen Gesellschaft.

Es war eines von jenen Bildern des wirklichen Lebens, so voll reichster Tinten, so harmonisch componirt, so bezaubernd für das Auge und in einen so reichen Rahmen gesetzt, wie die Hand des schaffenden Künstlers vielleicht es nicht wirksamer hätte zusammenstellen können. Blau schien der vorherrschende Ton in diesem Gemälde des ungeheuersten Glanzes und Reichthums, Sammet das bevorzugte Material zu sein; viele von den Wittwen trugen Roben von Sammet mit Pelzbesatz, die jüngeren Damen Tuniken von blaurothem und blauem Sammet über weißem Tüll. Diamanten waren da in zahlloser Menge, sie funkelten, wie die Sonne, in Halsbändern, Diaren und Pendants, ein Golconda, welches sich bewegte, welches immer aufs neue stimmerte und bligte, indem die erlauchten Trägerinnen desselben Blicke, Meinungen oder Höflichkeiten wechselten. Aber lange blieb dies die einzige Bewegung im Hause, bis endlich gegen 2 Uhr eine stattliche Dame in schwarzem Atlas, die Verwalterin des Oberhauses, eintrat, um eine Bibel auf den Woll-

sack und Sammetkissen ringsumher zu legen. Dieser Handlung folgte sogleich der Lord-Kanzler, dem sein Scepterträger vorausschritt. Hierauf nahm der Bischof von Ely die Bibel, las der stehenden Menge daraus einige Verse und dann, während er ein kurzes Gebet sprach, knieten Alle nieder — die Großen der Welt vor Demjenigen, vor welchem sie nicht größer sind, als wir Anderen — und die Sonne, welche in diesem Augenblicke den Nebel löste, strömte durch die Glasmalereien der Fenster, welche magisch zu leuchten schienen, während die Strahlen wie bunte Flammen über die Häupter der Betenden glitten. Jetzt öffneten sich die Thüren, — aber noch immer war es nicht die Königin. Die Versammlung erhob sich diesmal vor dem Prinzen und der Prinzessin von Wales, welche hereintraten. Die Prinzessin sah lieblicher und anmuthiger aus, als je. Sie trug ein weißes Gewand mit weißen Atlasbändern und einer Garnitur von schwarzen Spitzen, auf ihrem Haupte eine Diamanten-Diare, Federn und Tüllschleier. Während ihr Gemahl, der Prinz, zu seinem Throne schritt, welcher etwas niedriger als der der Königin, links von demselben stand, nahm die Prinzessin ihren Sitz auf dem Wollack, dem Throne gegenüber, den Rücken dem Lord-Kanzler zugekehrt; und in ihrem einfachen Anzuge, wie sie ganz allein auf dem Purpur saß, mit dem weißen Schleier, der ihre Gestalt umfloß, hatte sie etwas Rührendes in ihrer Erscheinung, welches alle Herzen und Blicke mächtig anzog. Nun fehlte nur noch die Königin. Aber der Zug, der sie nach dem Palast von Westminster führen sollte, hatte sich inzwischen schon bei Buckingham-Palace in Bewegung gesetzt.

Fünf Staatskutschen, jede mit sechs Braunen bespannt, eröffneten den Zug. In diesen Kutschen saßen die Damen und Herren vom Haushalt der Königin; ihnen folgte eine Kutsche mit sechs schwarzen Pferden, in welcher der Prinz Arthur saß, eine Abtheilung von der Leibgarde der Königin und zuletzt der Staatswagen von acht Fabelschimmeln gezogen. In diesem saß Ihre Majestät und Ihre königlichen Hoheiten die Prinzessinnen Helene und Louise, und Lord Alfred Paget, als Marschall der Königin, ritt neben den Kutschenschlag. Unter Glockengeläut und den Klängen des Nationalliedes mit tausendfachen Rufen „God save the Queen" vermischt, gelangte der königliche Cortège nach dem Parlamente, und es war präcis 2 Uhr, als die Thürflügel auf beiden Seiten des Thrones aufgeworfen wurden und die Prozession der Minister und höheren Staatsbeamten begann, von denen begleitet die Königin das Haus betrat. Ein Weile, da Alles sich erhob, war nichts zu sehen, als eine unentwirrbare Masse von Dunkelblau, Scharlach und Gold, und nur mit Mühe gelang es zuletzt, der Königin ansichtig zu werden, wie sie, nachdem die Prinzessin von Wales ihr die Hand geküßt, zum Throne schritt und sich auf denselben mit ruhiger Würde niederließ. Ihre Majestät trug ein Kleid von reicher schwarzer Seide, mit Schleppe, besetzt mit Hermelin und Fior und ihr Kopfsputz war eine weiße Maria Stuarthaube mit langem Schleier. Die Haube war geschmückt mit großen Diamanten und einer kleinen Krone von Diamanten und Sapphirn, welche auf dem Hinterkopf saß. An einem prachtvollen Halsband von Diamanten hing ein Kreuz, welches eine Miniatur seiner Weiland Kgl. Hoheit des Prinzen-Gemahl enthielt; ferner den Kohinoor in einer Brosche, Band und Stern des Hofenbandes, sowie des Victoria- und Albert-Ordens. Sobald die Königin den Thron eingenommen hatte, warfen ihr die beiden Herzoginnen von Wellington und Athol die in Bereitschaft liegenden Staatsgewänder an. Eine abem-lose Stille herrschte im ganzen Hause, bis der Lord-Kanzler der Versammlung mittheilte, es sei Ihrer Majestät Wunsch, daß sich Alle niederlegen möchten. Fünf Minuten verfloßen bis zur Ankunft der „freien Commoners", d. h. der Mitglieder des Unterhauses, welche die königliche Botschaft, stehend, an der Barre des Oberhauses anzuhören haben. Während dieser fünf Minuten war es so still, daß man hätte können eine Nadel fallen hören. Die verwitwete Königin, die ihre Augen nicht vom Boden aufschlug, saß da wie eine wahre Königin. Hinter dem Throne standen die beiden Herzoginnen, zur Linken, unter dem Baldachin, die beiden Prinzessinnen Helene und Louise, in einfach weißen Kleidern, jeder Bewegung ihrer Mutter mit den Blicken folgend. Zur Rechten der Königin war der Lord-Kanzler und der Prinz von Wales, und zu beiden Seiten die verschiedenen Minister u. s. w., die Prinzessin von Wales auf dem Wollack allein; die Peersessen auf ihren Plätzen, die Peers auf den ihrigen und das bunte Sonnenlicht durch die gemalten Fenster scheinend auf Alle!

Endlich nahte sich ein Ton wie Donner. Die großen Flügelthüren nach dem Unterhaus wurden geöffnet und in dichter Masse heraufsteigend, erschienen an der Barre „unserwürdigsten Gemeinen" — fünfhundert Männer, die Repräsentanten von Englands Grafschaften, Burgslecken und Städten. Nun war das ganze Haus gefüllt, mehr als zweitausend Männer und Frauen — das Höchste, was England an Rang und Reichthum hat, war hier versammelt — es war ein imposanter Anblick!

Nach einer Pause überreichte der Lord-Kanzler die Thronrede der Königin, welche sie ihm zurückgab, worauf der Lordkanzler dieselbe in ihren eigenen Worten verlas.

Der Inhalt dieser Thronrede ist inzwischen bekannt geworden. Sie ist kein Thema für den Feuilletonisten. Nur das noch sei zu bemerken verstatet, daß bei der Stelle, wo die Verlobung der Prinzessin Helene mit dem Prinzen Christian angezeigt wurde, dieser einen Blick zu seiner holden Braut hinüberwarf, welchen sie erköhrend erwiderte.

Die Thronrede wurde rasch zu Ende gelesen, und während der Lord-Kanzler noch sprach, flogen seine Worte schon an den elektrischen Drähten durch das Meer und über alle Länder des Continents. Möglich, daß der Inhalt in Berlin und Wien bekannt war, als Ihre Majestät vom Thron herabsitzte, und nachdem sie die Prinzessin von Wales zärtlich auf beide Wangen geküßt, sich mit der stattlichen Procession entfernte, in derselben Ordnung wie sie gekommen war; um 3 Uhr war die Königin wieder im Buckinghampalast, und um 5 Uhr im Schlosse von Windsor, in dessen stiller und grandioser Einsamkeit, umgeben von den Parks und den Wäldern, Ihre Majestät zur Zeit des kommenden Frühlings am liebsten verweilt.

In der Nähe von Westminster und dem Portal des Oberhauses aber waren einige Gruppen von Menschen, welche den abfahrenden Wagen nachblickten, Alles was von dem großartigen Schauspiel geblieben.

[1514]

ein Ostein. Allein das Fest, das sie zur Sonnenwende zu gehen pflegten, galt der Wiederkehr des Frühlings; war das Fest der schönen leuchtenden Ostara, in welcher sie Göttin des strahlenden Morgens, des emporsteigenden Frühlings verehrten.

Die christliche Kirche, welche sich schonen verhalten mußte, besetzte den heidnischen Namen der Göttin nicht, allein legte ihm eine höhere geistige Bedeutung unter, und indem das Auferstehungsfest der Natur mit dem Feste der Auferstehung Christi verschmolz, bezeichnete sie das erste von den drei großen christlichen Festen als ihr Ostein.

Wie jede große Wandlung in der Culturgeschichte Menschheit nicht scharf und bestimmt abschneidet, sondern allmählig überleitet und manches Alte, Liebgewordene nicht ohne Weiteres wegwirft, sondern es vielmehr mit den Formen und dem Bewußtsein einer anderen Zeit zu verbinden sucht: so übernahm auch das Christenthum aus dem Ostaradienste, der tie Wurzel geschlagen hatte, ein reiches Vermächtniß von Sitten Gebräuchen, Volks- und Aberglauben, zu welchem spätere Jahrhunderte dann noch das Ihrige hinzufügten.

Der Ostaraberglaube hattet vorzugsweise an drei Tagen der Charwoche: am Gründonnerstage, am Charfreitage und am Ostartage selbst. Allein auch der vorhergehende Palmsonntag, welcher die stille Woche einleitet, hat seinen Theil daran.

Geweihete Palmzweige sollen die Kraft haben, wenn sie in Herbesfeuer geworfen werden, eine Feuersbrunn zu löschen. So glaubt man in Hessen, und gibt dort gleichfalls krankem Vieh das Wasser zu saufen, in welchem man eine Palme gesteckt hat. Angezündet sollen die Palmzweige die bösen Geister vertreiben. Auch das Verschlucken der sogenannten Palmblätterchen ist nach dem Volksglauben von besonderer Heilkraft. Wenn man nämlich drei derselben hinuntergeschluckt, so kann man, wie das Volk in Niederösterreich glaubt, jedwedes Verwundungstuck abwendend, und in Böhmen pflegen die Deutschen das gleiche Mittel als eine Jahresversicherung gegen Fieber, Hals- oder Zahnweh zu betrachten.

Am Gründonnerstage soll man Pregelgen genießen, um dasselbe Jahr über vom kalten Fieber befreit zu bleiben. In manchen Gegenden pflegt man auch die Gründonnerstag-Pregelgen, denen man vielfach verschlungene Züge gab, im Hause aufzuhängen, als Amulet gegen Krankheit und Zauberei. Den Schutz vor Zauberei gewährt gleichfalls das Gründonnerstagkraut, welches aus neuerlei frischen grünen Kräutern bereitet wird, und man nahm man zu diesem Gemische herkömmlich Nachbungen, Brunnenresse, Schlüsselblumen, Hollunderprossen, Sternblätter, Frauenmantel, Lauch, Nesseln und Kuckuzmus. Honig, nächst dem genossen, soll ein Jahr lang gegen den Biß toller Hundes schützen. Ein mit Honig bestrichener Brodbissen wird in Böhmen von einem Knechte, wenn er sich schweigend in einem stehenden Wasser gewaschen hat, vor Sonnenuntergang in einen Brunnen und in die junge Saat geworfen, um beide vor Ungeziefer zu bewahren. Die am Gründonnerstage gelegten Eier sollen Hühner geben, die alljährlich ihre Farbe wechseln, und schützen vor aller Feuersnoth. Werden die Eier über ein Haus geworfen und da vergaben, wo sie niederfallen, so kann der Biß nicht einschlagen. Wer ein Gründonnerstag-Ei bei sich trägt, vermag in der Kirche oder auf einem Kreuzwege die Heren zu erkennen. Auch das Vieh hatte der Aberglaube an diesem Tage bedacht. Denn um dasselbe vor böser Luft, Gebrechen und Hererei zu bewahren, sollten die Bauern ihm Heringe zu fressen geben. Manche von diesen abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen führen bis in die frühe Zeit des Heidenthums zurück, dem, wie schon bemerkt, auch der Name des Tages selbst angehört.

Von den Charfreitagseiern sagt man, sie besäßen die Kraft, eine Feuersbrunn zu stillen. An diesem Tage schneidet man das sogenannte Wundholz; man leidet Durst, damit das ganze Jahr über kein Trunk Schaden möge, und hängt die Kleider an die Sonne, damit die Motten nicht hineinkommen. Die mißbräuchlichen Beziehungen auf die Leidensgeschichte Christi sind leicht erkennbar.

Am reichlichsten ist der Ostartag selbst mit einem heidnisch-christlichen Gemisch von abergläubischem Charakter ausgestattet. Selbst die Sonne begnügt nach einem Glauben, der sich lange im Volke erhalten hat, das Herannahen des heiligen Tages und thut in aller Frühe, wenn sie aufgeht, drei Freuden sprünge. Daß man am Abend dieses oder des folgenden Tages im Freien große Feuer anzündete, um die man singend und jubelnd herumtanzte, war eine Sitte des Heidenthums. Auf allen Bergen loderten die Freudenfeuer. Die Grundbedeutung derselben hat sich die christliche Kirche symbolisch in der das ganze Jahr über brennenden Osterkerze und Osterlampe angeeignet. Auch diese Osterkerze sowie die sogenannten Osterferzenägeln, aus weißem Wachs geformte Absteine, Kränzchen oder Hämmerchen, deren spitzigen Stiel man in den Schaft der Kerze einbrückt, haben ihren besonderen Aberglauben gefunden. So wol dem Topfwachs der Kerze wie insbesondere den Rägeln schrieb man die Kraft zu, den Ertrag der Bienenstöcke zu fördern. Wer solches heilige Wachs bei sich trägt, soll vor Unglück auf der Jagd gesichert sein und, unheilig genug, soll es sogar dem Diebe vor dem Ertrappwerden Sicherheit geben.

Für ganz besonders heilkräftig wird das Osterwasser gehalten. Man nennt es auch das stille Wasser, denn noch vor Tagesanbruch oder gar zwischen elf und zwölf muß man aufstehen und dasselbe aus fließendem Gewässer schweigend schöpfen und schweigend nach Hause tragen. Wer dieses Wasser trinkt, bleibt das ganze Jahr über von Krankheit verschont, und wer sich damit wäscht, bekommt keine Sommerprossen. Auch die Pferde treibt man vor Sonnenaufgang in die Schwemme, damit sie gedeihen, und das Sprengen mit Osterwasser hält das Ungeziefer vom Hause ab. Auch am Ostartage spielen die Eier eine große Rolle. Sie sind ein Sinnbild schöpferischer Naturkraft, das gleichfalls den Gebräuchen der heidnischen Zeit für den Ideenkreis der christlichen Kirche entlehnt und symbolisch auf das neuerstandene Leben des Erbsüßers übertragen wurde. Bekanntlich ist die Sitte der Ostarteier noch heutzutage weit verbreitet. Auf dem Lande sind hier und da die Ostarteier eine Abgabe, die man dem Pfarrer und Küster entrichtet. Bunt gefärbt — auch dieser Brauch hat sich aus vorchristlicher Zeit erhalten — sind sie dem Kinderleben wohlbekannt, und wer wüßte nicht, daß es der Osterhase ist, der diese Eier legt!

[1518]

F. R.

Oster-Aberglauben.

Von H. Klehe.

Der Name Ostein führt uns in eine dunkle Zeit des Heidenthums zurück. Schon die heidnischen Angelsachsen feierten

Die Camellienkultur.

Im Jahre 1739 brachte der Jesuit Georg Camellius eine Pflanze aus Japan nach Europa, von der er erzählte, sie habe viele Aehnlichkeit mit dem Theestrauch, aber treffe denselben aber durch die Frucht ihrer Blüten, durch ihr schnelles Wachsthum,

größere Höhe und die Härte des zu vielen Arbeiten verwendbaren Holzes. Bei dem großen Laternenfeste seien in China und Japan alle Häuser und Tempel mit den Zweigen dieser Pflanze geschmückt und vor den Tempeln stehen 15 bis 20 Fuß hohe Bäume, die Blumen in allen Farbenschattirungen vom reinsten Weiß durch Wachsgelb hindurch bis ins tiefste Roth fügen. Die künstlerischen Einwohner des Reiches der Mitte hätten auf einen Stamm viele verschiedene Variationen veredelt und auf diese Weise jene wunderbaren Bäume erzielt. Linne nannte die so warm empfohlene Pflanze dem Jesuitenpater zu Ehren „Camellia“, und um ihre Heimat zu bezeichnen, gab er ihr den Beinamen japonica.

Als später der bekannte Reisende Humbert dieselben Gegenden besuchte, fand er eine andere Art mit kleineren, kumpfen Blättern und wohlriechenden Blüten vom reinsten Weiß; diese Art wird in ihrem Vaterlande vielfach kultiviert, da ihre Blumenblätter getrocknet einen Theegeruch annehmen und daher häufig dem ächten Thee beigelegt werden, um denselben wohlriechender zu machen; häufig werden sie aber auch allein als Thee verwendet. Die Samen geben ebenso wie die der ersten genannten Pflanze ein dem Olivenöl gleichendes und in China in der Medizin sowohl als in der Haushaltung viel gebrauchtes Del. Der Entdecker nannte seine Pflanze Camellia Sasanqua Humbert. Außer diesen beiden wichtigsten sind jetzt noch mehrere Arten bekannt, die mit einander befruchtet in China, Japan und Cochinchina sowohl wie in Europa und neuerdings in Amerika die Mutterpflanzen zahlreicher prächtiger Varietäten geworden sind.

Die Camellien also, die jetzt unsere Fenster und Blumenbeete zieren, sind Kunstprodukte der neueren Zeit und außer den Rosen hat auch keine Pflanze so dauernd das Interesse des Publikums und den Eifer der Gärtner in Anspruch genommen, wie diese aber auch dessen Mühen so reichlich belohnt, wie die Camellie, die in der Gartenliteratur ein besonderes in Belgien erscheinendes Journal für sich in Anspruch nimmt.

Als Unterholz der Wälder seines Vaterlandes liebt der Camellienstrauch eine lockere, nahrhafte Erde aus verwestem Laub mit Beimengung eines kleinen Theiles Sand und allem, möglicherweise von alten Gebäuden stammenden (unter keiner Verbindung frisch gegabenen) Lehm. Bei Mangel einer solchen Mischung bedient man sich auch mit Vortheil der aus den Früchten des Gärtners gewonnenen Erde oder einer moorartigen Naide-Erde. Die letztere ist die leichteste, die am schnellsten von der Pflanze ausgezogene und beansprucht daher am meisten den Wasserfester, nahrhafter Elemente. Bei der Zubereitung aller dieser Erden ist nicht außer Acht zu lassen, daß keine derselben durch ein Sieb geworfen und so in staubartiger Beschaffenheit der Pflanze dargeboten werden darf, sondern nur in natürlichen Klein gebachten und mit den Händen zerriebenen Brocken. Die Radtheile einer fein gesiebten Erde sind besonders der geringe Abzug, den das Wasser aus dem Blumentopfe nehmen kann und der geringe Luftzutritt. Der letztere, besonders vom Liebhaber so selten beachtete Punkt ist ein ganz wesentlicher; jensehr Luft durch eine poröse Erde zu den Wurzeln Zutritt hat, um so kräftiger wird die Pflanze gedeihen und man verwerfe deshalb auch die glasierten Blumentöpfe, deren Poren durch die Glasur geschlossen sind.

Die geeignetste Zeit zum Verpflanzen ist die Periode kurz nach der Blüthe oder (wenn zu dieser Zeit der junge Trieb schon zu weit sich entwickelt hat) im August, wenn der Trieb dieses Jahres ausgereift ist. Einige Tage vor dieser Arbeit gebe man dem Topfe nur wenig Wasser, um die Erde leicht bei dem Verpflanzen samt den trockenen Wurzeln entfernen zu können, vermeide jedoch das allzustarke Austrocknen. Um den Wasserabzug am Boden des Topfes mit Vorsicht geschehen zu lassen, sind Scherben von reinen unglasierten Blumentöpfen, sowie Stücken von Holzkohle das geeignetste Material.

Das Begießen selbst erfordert nicht weniger Aufmerksamkeit. Eine gesunde, kräftig vegetirende Pflanze wird mehr Wasser in Anspruch nehmen, als eine mit schwachen Trieben; ein durch die Wurzelverletzung bei dem Verpflanzen geschwächtes Exemplar wird weniger Wasser empfangen müssen, als ein stark durchwurzeltes, das mehrere Jahre in demselben Topfe gestanden hat, eine in feuchter Luft und im Schatten stehende Pflanze

braucht weniger Wasser, als wenn große Trockenheit und directes Sonnenlicht die Functionen der Pflanzentheile, der Blätter, erhöhen. Daher gieße man im Winter, wo die Tage nur kurz sind und die Einwirkung des Lichtes geringer, die Camellie nur des Morgens, damit sich der durch das Wasser abgekühlte Boden wieder erwärmen kann; im Sommer benutze man den feuchten Abend, um die erfrischende Wirkung des Gießens zu erhöhen; gegen den Herbst hin endlich lasse man mit dem Gießen allmählig nach, so lange die Temperatur eine abnehmende ist, beginne damit aber von Neuem, sobald die Pflanze in ein warmes Zimmer kommt.

Dieser Moment ist die Hauptklippe für den Liebhaber. Wenn er sich bis dahin über das Gedeihen seiner Camellien, die er vor seinem Fenster oder im Garten gepflegt, täglich gefreut hat, so macht oft eine einzige Woche, in der er seine Zöglinge der warmen Zimmerluft ausgesetzt, seinen Hoffnungen ein Ende. Die Knospen fallen ab. Traurig steht er vor seinen Lieblingen und sinnt nach der möglichen Ursache dieses Unglücks. Selten jedoch verfallt er auf den richtigen Grund. Der Temperaturwechsel war zu plötzlich. Die unmittelbare Folge davon ist ein stärkeres Verdunsten von Wasser durch die Blätter und eine dadurch hervorgerufene größere Wasseraufnahme durch die Wurzeln. Die flüssigeren Säfte gehen in rascherem Kreislauf nach den Blüthenknospen, die stets zwischen sich noch eine Blattknospe tragen. Die Knospen können den schnell zufließenden Saft nicht verarbeiten, der Blatttrieb dagegen wird geweckt, schwillt an, entwickelt sich auf Kosten der Blüthenknospen und stößt dieselben endlich ab.

Daher mag der Liebhaber als Hauptgesetz stets beachten, alle seine Camellien allmählig an jeden Temperaturwechsel zu gewöhnen; ebenso ist die Stellung nach dem Lichte zu beachten, denn jede Pflanze ist empfindlich gegen dergleichen Störungen, wenn es auch nicht alle so deutlich zeigen, wie unsere unächte Vanille (Heliotropium).

Bei Beachtung dieser beiden Hauptpunkte wird es dem Liebhaber ebenfals gelingen, seine Camellien zur Blüthe zu bringen, wie dem Gärtner, und er bedarf dazu nicht, wie man bisher zu glauben scheint, eines besonderen Glashauses; seine Kulturen werden auch im Zimmer von Erfolg sein, wenn er möglichst den Staub und eine zu große Stubenwärme vermeidet.

Der künstliche Schnitt der Camellie setzt natürlich eine gewisse Festigkeit und Übung voraus, obgleich sich kaum eine andere Pflanze so leicht den Regeln der Kunst fügt, als gerade diese. Die geeignetste Zeit für den Schnitt ist entweder kurz nach der Blüthe oder nach Vollendung des Triebes, im September. Eine Pyramide ist für denjenigen, der Raum genug für eine solche Form hat, die empfehlenswertheste Gestalt. Reizend erscheint der dunkelgrüne Regal aus wachsglänzenden Blättern und dazwischen im feurigen Roth oder im zartesten Weiß die ebelgeformte Blume. Der Bewohner Chinas zieht in dieser Form die meisten seiner geliebten Camellien und benutzt sogar deren schimmerndes, wachsglänzendes Laub zum Schmuck der Ruhestätten seiner entschlafenen Angehörigen.

[1500]

Paul Sorauer.

Die Mode.

Die Frühjahrsstoffe sind jetzt die große Frage der Damenwelt. Unsere Leserinnen werden uns deshalb zu Dank verpflichtet sein, wenn wir Ihnen berichten, was wir von jenen bei Gerson sahen. Ihr eigener Geschmack möge dann ihre Wahl bestimmen. Da sind unsere alten Bekannten, zunächst der Fou-lard, der wegen seines weichen seidenglänzenden Gewebes und seiner reizenden Farben immer beliebt bleibt, besonders der Foulard imprimé mit Streifen oder Fleinsfiguren verschiedenster Art, der Foulard uni in zarten wie leuchtenden Nuancen. (1/2 breit, à 1 Thlr.) Ferner die Popeline, ein etwas schwererer Stoff in reizenden einfachen Farben, oder rayée, sehr empfehlenswerth als Promenadenkleid, auch jaspée und chinée, letzterer mit reppartig hochliegenden Seidenfäden, äußerst wirkungsvoll; à 1 1/6 Thlr. Eine Abart desselben Stoffes ist der Taffetas laine, schlicht aber preiswürdig, heller Fond mit einfachen oder jaspirten dunkle-

ren Streifen; à 15 Sgr. Etwas eleganter der Taffetas rayé, seidenglänzend, mit ganz feinen Streifen; à 22 1/2 Sgr. Feiner und leichter als dieser, der Taffetas argenté mit stüchtigem Silberglanz, gibt eine schöne Gesellschaftsrobe; à 1 1/2 Thlr. Aber auch Novitäten gibt es in dieser Gattung: der Drap d'or, sein jaspirt in allen Nuancen unbestimmter Farben; à 25 Sgr. Ebenso bain de mer, sein jaspirt mit breiten Streifen, ähnliches Gewebe wie der crêpe de chine; à 1 1/4 Thlr. Ein sehr gediegener schwerer Stoff ist der Drap de Lyon, feingerippt, seidenglänzend und einfarbig, für ältere Damen eine gediegene Robe. Bei der Jugend ist vorzugsweise beliebt der Alpaca imprimé, ein leichter, feiner Stoff, zu Sommerkleidern passend, mit Streifen oder dem verschiedenartigsten Plein; 3/4 breit, à 22 1/2 Sgr. Ein reizender, sehr feiner Stoff ist der Toile d'Asia, in zarten, einfachen Farben, auch gestreift oder chiné; letzterer namentlich erinnert an rohe Seide, mit langen, doch fest aufliegenden Fäden, seinen Pflanzenfasern nicht unähnlich.

Die wachsbaren Sommerstoffe zeichnen sich durch ihre originellen Dessins aus. Da sehen wir z. B. den Piqué imprimé, mit weißem oder hellgelbem Fond und schwarzen oder bunten Figuren, z. B. Hufeisen, Pferdeköpfe oder Blumen und Palmen. Eine Novität ist der Jacqué mit gedruckten Streifen, welche Einsätze oder Spitze von Guipüre, mit Schwarz oder farbig unterlegt, imitiren; 3/4 breit, à 22 1/2 Sgr. Ebenso der Bertal, à 11 Sgr., dessen Dessins nicht nur die genannte Spitze nachahmen, sondern auch aufs Zierlichste alle Arten Thiere, wie Störche, Fische, Hunde u. s. w., ferner Windmühlen, stolze Amazonen zu Pferde u. dgl. zeigen. Organdi und Mousseline, die gezeichneten Stoffe, wenn die Sommerhitze glüht, metzeiern an Farbenpracht mit den Blumen. Wir sahen diese Stoffe sogar mit den bekannten fleurs animées geschmückt; doch auch mit einfarbigen Streifen oder kleinem Pleinmuster auf weißem Fond sind sie hüthig und modern.

Zu Frühjahrs-Manteln und Paletots, welche letztere neuerdings mehr lose und sackförmig als enganschließend getragen werden, verwendet man die eigenthümlichen Wollentoffe, z. B. die „snow flakes“ mit schwarzem, weißem oder farbigem Fond und hochliegenden Flecken, deren Farbe vom Fond sich scharf abhebt. Eine Abart davon, „à deux cotés“, zeigt auf beiden Seiten verschiedene Farben, eine andere ganz bunte Flecken auf weißem Grunde. (2 Ellen breit, à 1 Thlr.)

Ferner die „coatings“, ein etwas dickeres Gewebe mit dicken Fäden, zwischen denen feinere farbige Seiden- oder Wollenfäden ein jaspirtes Muster bilden, à 1-2 Thlr.

Unter den mannichfachen Arten des bekannten und beliebten Sommerbours, der besonders zu Beduinen geeignet und in allen Modefarben vorhanden ist, fanden wir besonders hübsch und solid den Velours rayé und mille rayé. Als Novität in dieser Gattung erschienen der Velours „Ines“, ein feiner grauer Stoff von canavasähnlichem Gewebe, und „Selika“, ganz weiß, mit carreauförmigem Muster, à 2-3 Thlr. Der feinste Stoff dieser Gattung aber ist der Velours jaspé, in welchem feine schwarz und weiß oder farbige Seidenfäden auf weißem Grunde das Muster bilden. Den genannten Stoffen schließen sich nun die einfacheren und billigeren Buksin- und Wesparten an, die durch ihren allgemeinen Verbrauch hinlänglich bekannt sein dürften.

Veronika v. G.

Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Tagebuch einer Hausfrau.

Verbesserte Bürsten. Goodwell in London verfertigt Bürsten, die zwischen der Fassung der Borsten kleine Oeffnungen enthalten. Eine Vorrichtung im Rücken gleich einem Blasebalg, wie bei den Harmonikas, dient dazu, Luft durch die Bürste zu pressen und so den Staub heraus zu blasen. [1469]

Die sogenannte Wunderlampe. Es wird in neuerer Zeit in den Zeitungen eine Lampe angekündigt, die die wunderbare Eigenschaft zeigt, daß wenn dieselbe mit dem dazu verabreichten Brennstoff gefüllt und dann wieder entleert wird, sie dennoch 6-8 Stunden brennt. Ueber das Wunderbare erhält man sofort Aufklärung, wenn man sich das Innere der Lampe etwas genauer ansieht. Das verhältnismäßig geräumige Gefäß enthält nämlich einen Schwamm, der beim Einbringen des Oels genug davon aufsaugt, um für die angegebene Brennzeit den in Verbindung mit dem Schwamm stehenden Docht zu speisen. Die Lampe gibt übrigens ein ziemlich helles weißes Licht, welches sehr gut dem Luftzuge widersteht und hat den Vortheil, daß sie umgeworfen werden kann, ohne daß etwas ausfließt; auch verkohlt der Docht nicht. Das dazu dienende Del ist das ätherische leichte Del, welches vom Petroleum abdestillirt wird, um letzteres für den häuslichen Gebrauch ungefährlich zu machen, ist also selbst sehr gefährlich, da es in der Nähe einer Flamme sich sofort entzündet; es ist daher bei Benutzung dieser als Curiosität dienenden Lampe, namentlich beim Einfüllen des Oels, die größte Vorsicht nöthig. Täuschung ist es, wenn in den Ankündigungen die ökonomische Seite der Lampe hervorgehoben und behauptet wird, daß sie während der angegebenen Zeit nur für 1 Rennie Brennstoff verbraucht; bei der Füllung werden 2 1/2 bis 3 Loth Del zu dem Preise von 6 bis 7 Sgr. per Pfund von dem Schwamme zurückgehalten. [1469]

Osterlied.

Erstanden ist der heilig Christ*.)

Für Pianoforte gesetzt von Jean Paul Arnold.

1. Er stan den ist der hei lig Christ. Hal le lu ja, Hal le lu ja,
2. Den Tod Er nun er lit ten hat. Hal le lu ja, Hal le lu ja,
3. Gib, daß wir von dem Tod er stehn. Hal le lu ja, Hal le lu ja,
4. Zu die ser ö ster li chen Zeit. Hal le lu ja, Hal le lu ja,
5. Lob, Preis sei Dir, Herr Je su Christ. Hal le lu ja, Hal le lu ja,
6. Ge lobt sei die Drei fal tig keit. Hal le lu ja, Hal le lu ja,

Bewegt und energisch.

Musical notation for the first system of the song, including piano and right hand parts with dynamics like 'rit.' and 'a tempo'.

1. ja. Der al ler Welt ein Trö ster ist. Hal le lu ja, Hal le lu ja!
2. ja. Um al ler Men schen Mis se that. Hal le lu ja, Hal le lu ja!
3. ja. Mit Dir ins e wig Le ben gehn. Hal le lu ja, Hal le lu ja!
4. ja. Sei Gott der Herr ge be ne deit. Hal le lu ja, Hal le lu ja!
5. ja. Der Du vom Tod er stan den bist. Hal le lu ja, Hal le lu ja!
6. ja. Von nun an bis in E wig keit. Hal le lu ja, Hal le lu ja!

Musical notation for the second system of the song, including piano and right hand parts with dynamics like 'a tempo', 'rit.', and 'rallent.'.

[1511.]

*) Das alte lateinische Lied „Surrexit Christus hodie“ aus dem XIV. Jahrhundert (siehe W a d e r n a g e l „Das deutsche Kirchenlied“ pag. 176); die Melodie bei den Böhmischn Brüthern 1531.

Beschreibung des Modenbildes.

Frühjahrstoiletten.

Fig. 1. Robe von lila Taffet. Der Rock ist am unteren Rande in bestimmten Entfernungen mit Spangen von schwarzem Sammetbande garnirt. Letzteres ist an jedem Endpunkte mit je einem Knopfe von Posamentierarbeit befestigt und zum Theil von drei Schrägstreifen von lila Sammet verdeckt. In ähnlicher Weise wiederholt sich der Besatz auf der hohen glatten Taille und den Ärmeln.

Fig. 2. Rock von Mohair feurti (reifarben) mit feinen schwarzen Streifen und mit einer Garnitur von Taffet in dunklerer Nuance. Sauf-jacke von weißem Alpaca mit schwarzem Sammetbande garnirt.

Fig. 3. Die Robe, sowie die ein Ueberkleid imitirende lange Casaque sind von grauer Popeline. Batten von schwarzem Taffet, je mit einem Krystallknopf befestigt, bilden die Garnitur am unteren Rande des Rockes wie der Casaque, welche mit einem schwarzen Gürtel um die Taille zusammengehalten wird. Hut „empire calotte“ von weißem Crêpe mit Marguerites.

[13,549]

W.

Aehrenlese.

Aus Friedrich Rückert's Gedichten.

Möge Jeder still beglückt
Seiner Freuden warten:
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Rückert's Motto zu seinen „Gedichten“.

In tausend Blumen steht die Liebeschrift geprägt:

Wie ist die Erde schön, wenn sie den Himmel trägt!
„Angereichte Berlen“.

Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und versteh':
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh.
Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb' ein Sporn;
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.

„Weisheit des Brahmanen“.

Bescheidenheit, ein Schmuck des Manns, steht Jedem fein,
Doch doppelt Jenem, der Grund hätte stolz zu sein.

Ich bin mit meiner Liebe
Vor Gott gestanden;
Ich stellte diese Triebe
Zu seinen Händen.
Ich bin von diesen Trieben
Nun unbeteten:
Ich kann dich, Liebster, lieben
Zugleich und beten.

„Liebesfrühling“.

Du hast zwei Ohren und einen Mund; willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und wenig drauf sagen.
Du hast zwei Augen und einen Mund; mach dir's zu eigen:
Gar manches sollst du sehen und manches verschweigen.
Du hast zwei Hände und einen Mund; lern' es ermaßen:
Zwei sind da zur Arbeit und einer zum Essen!

„Haus- und Jahreslieder“.

Ein Vollendetes hienieden
Wied nie dem Vollendungsdrang,
Und die Seel' ist nur zufriednen
Wenn sie nach Vollendung rang;

Ich bin mit dem zufriednen, was ich lebt' und sang.
Schlußstrophe des „Liebesfrühlings“.

Ein Bruchstück ist mein Lieb, ein Bruchstück dieser Erde,

Das auf ein Jenseits hofft, das es vollständig werde.
„Angereichte Berlen“.

[1516]

Rösselsprung-Aufgabe.

der	blüh!	bend-	blüht!	Dem	nicht	Nach	gold-
U.	se	an-	Zürn'	roth	nen	Strom	dem
se	und-	se	sein!	Sie	Wol-	es	steht,
Der	fröh-	nicht,	der				
No-	im	du	Am	könnt'	ent-	blüht!	se,
dich?	ver-	Ta-	lich				
der,	liebst,	ver-	bleibt	Weil	läßt,	Planz'	weht,
sings-	weil	che,	weil				
klärt	die	Zu-	ver-	Geist	Wie	die	mer't's
in-	was	mit	ge,				
gend	wie-	so	blüht	se	Im-	und	Früh-
er	hau-	er	in				
laß	gend	dich	der	fest!	Und	geht,	Doch,
küm-	nig	liebst,	dir				
se	Zu-	te	dein,	mit	Tag'	mer-	Zah-
Dem	wenn	ein	ha-				
hal-	zen	No-	Schmüd'	grün	re	Haus	Sa
sich,	stig	in	du				
die	Her-	das	müth	Wie	wan-	den	treu
dir	Die	rasch	Im	Tod.	Ge-	zieht,	deln

Dreifarbige Charade.

Ich kenn' ein Wort, das zeigt sich herrlich,
Will Alles trotzig stets verreiben;
Lafonisch kurz, verbietet's immer
Mit einer Silbe Dir das Bleiben.

Ein andres aber von zwei Silben,
Das will nichts wissen vom Verschwinden;
Im Gegentheil mag es nur immer
Gefallen am Verweilen finden.

Doch einten sich die Gegensätze
Dann, — trotz des Wechsels und Vergehens,
Das Allem droht, gewährt das Ganze,
Die Sicherheit Dir des Bestehens!

[1513]

Auflösung der zweifarbigen Charade Seite 120.

„Siegfried“.

Correspondenz.

Hr. C. A. B. in B. Wir bitten um Ihre vollständige Adresse, um uns direct an Sie wenden zu können.

Frau v. S. auf A. bei F. Mandelfleie ist ein unschuldiges Waschmittel den Finnen gegenüber aber ohne Wirkung. Nach unserer Erfahrung ist geeignet man diesem lästigen Uebel dadurch am Besten, das man kurz vor dem Schlafengehen regelmäßig das Gesicht mit gewöhnlicher Seife (sogen. grüner oder Schäpseife) mittelst eines wollenen Lappens lauwarment, welchem Wasser wäscht, ohne zu zärtlich mit der Haut umzugehen, da die Seife hier als Reizmittel gilt. Natürlich muß also jeder Rest der Seife vom Gesicht durch Waschen mit reinem Wasser entfernt werden, weil sonst die Haut spröde wird und kann schließlich Einreiben des Gesichtes mit Goldcream nur von Vortheil sein. Ein Einreiben des Gesichtes mit verdünntem Kornbranntwein gewährt ein hartnäckiges, eingewurzelt Uebel wird vielleicht auch eine innerlich erfordern. Veranlassen Sie Ihren Arzt, das er der Patienten Holsthee und im Frühjahr einen leicht purgirenden Wirkenden Wein trinken läßt.

Hr. A. N. in B. Herren tragen zu Ball und Gesellschaft schwarze Anzüge und weiße Cravate. Hinsichtlich Ihres ersten Gesichtes wollen Sie näher erklären, was Sie unter dem genannten Kleidungsstück verstehen.

Hr. J. v. D. in B. bei D. Wenn Sie sich direct an die Kaiserin und Corset-Fabrik von Liffers' Wittwe, Berlin, Jägerstraße Nr. 4 — Beethoven's Werke in Stereotypausgabe sind aus der Verlagshandlung von Holtz in Wolfenbüttel zu beziehen.

Hr. K. R. in B. Gehäufte Nachtheile — die oft auch durch Versehen entstehen — sind allerdings für die Respiration der Kopfhaut vortheilhafter, als solche von Feinwand. Ihren zweiten Wunsch haben wir nicht. Sie auf Seite 84 des Bazar d. J. Kleine schwarze Federn können entweder zu einzelnen großen Federn oder zu Hollenbanden zur Zusammenfassung und Garnitur der Wintergarderobe verwendet werden.

Hr. A. B. K. Schloß S. in B. Ihren Wünschen dürften die Abbildungen Nr. 75 Seite 112 und Nr. 1 Seite 85 im Bazar d. J. entsprechen. Eine schwarze Spitzenbeduine ist durchaus modisch.

Hr. T. S. in B. Ein Kinderkleidchen mit gestickter Vorderseite, wie gleichfarbiger Seide wie der Stoff, zu verzeihen ist zwar erlaubt, doch wäre ein Besatz von Guipüre Cluny neuer und praktischer.

H. A. M. in B. Ein Tapissieredeßeln zur Kleinfasche bringen wir in nächster Zeit, auch den Wunsch der Hr. v. B. in B. wird eine der nächsten Nummern erfüllen.

Mehrere junge Frauen. Sollte die Negligérobe Louis XV. auf Seite 84 des Bazar 1864 Ihren Wünschen nicht entsprechen? Uebrigens werden wir in nächster Zeit Schnitt und Abbildung einer ähnlichen Robe geben.

H. A. D. in St. Wählen Sie den Talma „Blanchette“ auf Seite 415 des Bazar 1865.

Hr. M. P. in N. Zum Waschen vollener Stoffe bedient man sich eines Aufgusses der Quilaja-Rinde. Um das Haar wellenförmig zu kräueln kann man es vor dem Schlafengehen mit Vanoline etwas anfeuchten und dann einstreichen. Die Leinwand wurde wiederholt von uns besprochen. Ueber die neuen Hutfacons berichten unsere Modenotizen und Abbildungen.

Hr. W. W. Wir empfehlen Ihnen die italienische Grammatik von Fornaciari. Würden Sie nicht die Ausstattung des Kinderkleidchens mit Guipüre auf farbiger Unterlage, z. B. blauem Sammetband, der Stickerei vorziehen? Die Mantelfrage wird unsere nächste Arbeitsnummer erledigen.

Ein Abonnent in Leipzig. Man verwendet zur Metachromatypie den genannten Copalack.

Hr. K. R. in N. Ihr Wunsch soll erfüllt werden.

Hr. v. M. in G. Um den weißen Leinwandgürtel an einem Planellunterrock öfters der Wäsche unterziehen zu können, verzieht man ihn ringsum mit Languetten- oder Schürden, den Unterrock aber mit den entsprechenden Knöpfen und verbindet mittelst dieser den letzteren mit dem Gürtel.

Kritische Correspondenz. 3. 3. in Wiesbaden. Hufeland's Buch ist das älteste; wir würden Ihnen schon aus diesem Grunde zu dem von Ammon („Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege“) rathen. Es ist in Leipzig bei S. Hirzel erschienen, aber auch jede Wiesbadener Buchhandlung wird es Ihnen sofort liefern. Die Beantwortung Ihrer übrigen Fragen wird in der nächsten Nummer erfolgen. — Pomeranzentfreund in Leipzig. Ob eine ironische Dame zugleich lebenswürdig sein könne? Es kommt darauf an. Dem „Lebenswürdigkeit“ ist ein sehr relativer Begriff. Nach unserer Ansicht schließt die ächte, volle Weiblichkeit die Ironie aus — und das ist absolut! „Frauen hassen nichts so sehr, als die Ironie“ sagt die Gräfin Hahn-Hahn in einem Aufsatz, den vorige Nummer des Bazar veröffentlicht. Wir können wir nach diesem Ausdruck anders, als Ihrer Schwester die Palme zuerkennen in diesen Streit der „Ironie contra Lebenswürdigkeit“, den Sie selbst vor das Tribunal der Kritischen Correspondenz gebracht haben? — O. M. Berlin. Es fand sich zur Aufnahme nichts geeignet, und wir bitten deshalb, das Manuscript von unserer Expedition wieder zurückfordern zu wollen. — Dem 17-jährigen Badisch Amada können wir nur sagen, daß es sich der That nicht lohnt, nach dem Verfasser oder der Verfasserin einer so nichtig sagenden Spielerei zu forschen. — Die Zigeunerin aus Prag ist, wenn nicht irren, eine Schwester von Emanuel Geibel's „Zigeunerhagen in Nordsee“.

